

Besprechungen

Sorbisches Kulturlexikon. Hrsg. von Franz Schön und Dietrich Scholze. Domowina, Bautzen 2014. 579 S., Ill. ISBN 978-3-7420-2229-5. (€ 49,-)

Mit dem *Sorbischen Kulturlexikon* liegt zum ersten Mal in der Geschichte der fach- und populärwissenschaftlichen Literatur über die sorbische Kultur im weitesten Sinne nun ein interdisziplinäres Nachschlagewerk vor. „Interdisziplinär“ ist dieses Lexikon, da es mit seinen 230 Stichpunkten Beiträge zur Geschichte, Sprache und Kultur (u.a. zur Literatur, Musik und bildenden Kunst, aber auch zur Religion und zum Brauchtum) der einzigen autochthonen slawischen Minderheit in Deutschland vereint. Es soll, so einleitend seine Hrsg., „den gegenwärtigen Wissensstand zur Kultur, Geschichte und Sprache der Lausitzer Sorben (Wenden) systematisch“ (S. 7) darstellen. In dieser Hinsicht übertrifft es auch bei Weitem die bisherigen Versuche zusammenhängender Darstellungen zu Aspekten der sorbischen Kultur. So ist das 1989 von einem Autorenkollektiv um Manfred Thiemann herausgegebene Handbuch *Sorben/Serbja*¹ stark DDR-staatssozialistisch eingefärbt und bietet nur eine sehr geringe Anzahl an Stichworten. Andere spezifische Lexika hingegen richten sich lediglich an ein fachlich vorgebildetes und sorbischsprachiges Publikum.²

Unter den 83 Autorinnen und Autoren des neu erschienenen Kompendiums finden sich namhafte Sorabist/inn/en und Slawist/inn/en, aber auch Wissenschaftler/innen anderer Disziplinen, Journalist/inn/en und Personen des öffentlichen sorbischen Lebens. Insgesamt nahm die Arbeit an dem Werk ein Jahrzehnt in Anspruch. Entstanden ist ein sehr ansprechendes, einladendes und informatives Lexikon, das nicht zu Unrecht in sorbischen und regionalen deutschen Medien lobende Erwähnung fand. Zu fast jedem Stichwort findet der Leser Abbildungen, darunter neben Fotografien auch solche von historischen oder eigens für das Lexikon erstellten Landkarten. Zudem sind Schriftstücke unterschiedlicher Art, Plakate und auch Titelseiten oder Einbände von Büchern dargestellt.

Die Artikel sind leicht verständlich geschrieben. Wenn Fachterminologie verwendet wird, geschieht dies für gewöhnlich unter Verweis auf einen den entsprechenden Terminus erklärenden Eintrag. Zudem schließen sich den einzelnen Einträgen Verweise auf vertiefende Literatur an. Dies korreliert ganz offensichtlich mit der Maßgabe der Hrsg., dass „das in unzähligen Fachpublikationen verstreute Wissen über die Sorben den Lesern auf anschauliche und verständliche Art [dargeboten] und zur weiteren Beschäftigung“ angelegt werden soll (S. 7).

Den Lexikonartikeln schließen sich ein Personenregister, ein Ortsregister und ein Stichwortverzeichnis an. Dies ermöglicht eine Suche nach entsprechenden Kriterien. So wird beispielsweise ein mit der sorbischen Geschichte nur wenig vertrauter Nutzer des Lexikons, der vom Texas Wendish Heritage Museum in der Gemeinde Serbin gehört hat und im Ortsregister nach eben diesem Ort sucht, auf einen Artikel zur Auswanderung verwiesen und kann sich in diesem über die ihn interessierenden Hintergründe informieren. Außerdem findet er Hinweise auf vertiefende Literatur. Das Ortsregister zeichnet sich zudem dadurch aus, dass es bei sorbischen Ortsnamen konsequent zweisprachig gehalten ist, wobei der deutsche Name dem sorbischen vorangeht. Dies ist für den deutschen Nutzer, an den sich das Lexikon vorrangig richtet, vorteilhaft. Eine Suche anhand sorbischer Ortsnamen ist hingegen nicht vorgesehen.

¹ MANFRED THIEMANN (Hrsg.): *Sorben/Serbja*. Ein kleines Lexikon, Bautzen 1989.

² So JAN ŠOLTA u.a. (Hrsg.): *Nowy biografiski słownik k stawiznam a kulturje Serbow, Budyšin 1984*, eine umfangreiche Sammlung von Biografien für die sorbische Kultur relevanter Persönlichkeiten.

Anders verhält es sich mit dem Personenregister. Dort ist bei fast allen Personen mit sorbischem Hintergrund die sorbische Namensvariante der deutschen vorangestellt. Dies könnte dem des Sorbischen unkundigen Leser in Fällen, wo der deutsche Name lautlich und orthografisch erheblich vom sorbischen abweicht, zusätzlichen Aufwand bereiten.

Das Stichwortverzeichnis schließlich ist im Wesentlichen eine Auflistung der im Lexikon ohnehin in alphabetischer Reihenfolge erscheinenden Lemmata. Nur 17 zusätzliche Stichwörter sind verzeichnet, bei denen auf die relevanten Einträge verwiesen wird. Hier hätte man sicher noch mehr auf die Bedürfnisse der „interessierten deutschsprachigen Öffentlichkeit“ (S. 8) eingehen können, der ja durch das Lexikon überhaupt erst fehlende Kenntnisse vermittelt werden sollen. So wäre es sicher nützlich, wenn man im Stichwortverzeichnis einen Eintrag „Zampern“ mit Verweis auf den Artikel „Fastnacht“ (S. 119) hätte. Auch könnte ein Leser an traditionellen Bauweisen wie dem Blockbau oder Umgebäudebau interessiert sein, hätte aber möglicherweise Schwierigkeiten, das zugehörige Lemma „Volksbauweise“ zu finden. Die Kenntnis entsprechender Zusammenhänge wird somit bisweilen beim Leser vorausgesetzt.

Das *Sorbische Kulturlexikon* kann zum einen als Nachschlagewerk genutzt werden, konkurriert hierbei aber auch mit den Möglichkeiten, die das Internet der Öffentlichkeit bietet. Allerdings sind die Informationen im Buch wissenschaftlich qualifiziert und auch komprimiert sowie in wohl proportionierter Weise übersichtsartig dargestellt. Zum anderen kann das Lexikon als themenbezogene Lektüre dienen, d.h. ein beispielsweise an Literaturgeschichte interessierter Leser kann sich einen Eindruck von der historischen Entwicklung der sorbischen Literatur machen und dabei auch Einblick nehmen in angrenzende Themengebiete, wie das sorbische „Verlagswesen“, die „Jungsorische Bewegung“ oder die „Zweisprachigkeit“. Sogar Sorabist/inn/en kann es, wie der Rezensent im Laufe seiner Beschäftigung mit dem Lexikon feststellen durfte, als praktisches Handbuch und als anregende Lektüre dienen.

Leipzig

Till Vogt

Robert Traba: The Past in the Present. The Construction of Polish History. (Eastern European Culture, Politics and Societies, Bd. 8.) Lang-Ed. Frankfurt am Main 2015. 333 S. ISBN 978-3-631-64047-0. (€ 64,95.)

In beinahe allen europäischen Ländern ist das hier behandelte Thema Gegenstand aktueller Debatten in Wissenschaft und Politik. Auch die Europäische Union fördert zahlreiche Projekte zur Erinnerungspolitik und zur Rolle der Geschichte in den europäischen Gesellschaften.³ Der Historiker Robert Traba beschäftigt sich mit der Konstruktion polnischer Geschichte, speziell mit der Frage, wie die Vergangenheit in der Gegenwart dargestellt wird. Bei dem Buch handelt es sich um erweiterte Versionen seiner früheren Veröffentlichungen in polnischer Sprache aus den Jahren 2006-2013. Leider hat es der Autor versäumt, die seither erschienene Literatur zu seinem Thema einzuarbeiten. Das gibt er ehrlicherweise zu und nennt als Beispiele die jüngsten Veröffentlichungen von Tony Judt, Timothy Snyder und Jeffrey K. Olick (S. 7).

Das Werk besteht aus drei Teilen. Im ersten übergreifenden Kapitel, das mit „Polish Dilemmas: Practice and Theory“ überschrieben ist, analysiert T. die Konstruktion polnischer Geschichte und stellt anhand einiger ausgewählter Beispiele die historische Mythenbildung in Polen dar. Dabei geht er der Frage nach, welche Geschichte und welche Erinnerung Polen braucht. T. stellt die Arbeit verschiedener Institutionen des öffentlichen Lebens dar, die

³ Siehe z.B. das Projekt: „Uses of the Past“ von HERA (Humanities in the European Research Area), URL: www.ahrc.ac.uk/funding/opportunities/current/herausesofthepast/ (03.12.2015).

an der Gestaltung des polnischen Geschichtsbildes beteiligt sind. Zu diesen Akteuren der Erinnerungspolitik gehören beispielsweise das Institut für Nationales Gedächtnis (Instytut Pamięci Narodowej) oder das Museum des Zweiten Weltkriegs in Danzig. Der Vf. macht deutlich, dass es aufgrund der unterschiedlichen Perspektiven schwierig ist, ein transnationales Geschichtsbild zu entwerfen. Die Autoren des Konzepts des Danziger Museums betonen beispielsweise, dass sich ihre Ausstellung an ausländische Besucher richte. Die vermeintliche Homogenität dieser Zielgruppe zieht Traba jedoch in Zweifel, indem er davon ausgeht, dass Touristen aus London, Berlin oder Lemberg (L'viv) ganz unterschiedliche Erwartungen hätten, die ein Museum nicht alle befriedigen könne. Wie kann man also – fragt T. – eine Metaerzählung schaffen, die sich an ein polnisches Publikum richtet und gleichzeitig auch das übrige Publikum zufrieden stellt? Bisher sei darauf keine überzeugende Antwort gegeben worden.

Der Vf. analysiert zunächst die Bedeutung der Jahrestage und Mythen in Polen. Während nach dem Ersten Weltkrieg der „founding myth“ (S. 28) des neuen Polen, unter Einschluss des Sieges über die Bolschewiki 1920, das Geschichtsbild beherrscht habe – immerhin die Vereinigung der über 100 Jahre geteilten Nation –, dominierte nach dem Zweiten Weltkrieg der Mythos von den „wiedergewonnenen Gebieten“. Dieser zweite Gründungsmythos prägte zunächst die Volksrepublik Polen und das polnische Volk so stark, dass diese Wendung in manchen Kreisen sogar bis heute gebraucht wird. Obwohl sie anschließend ihren ursprünglichen, emotionalen Charakter und ihre ideologische Kraft verloren habe, werde sie von rechten, populistischen Parteien immer noch als politisches Instrument benutzt.

Das interessanteste Unterkapitel in diesem Teil ist zweifelsohne Kapitel 3: „Poland's *Kresy* (Eastern Borderlands): Realms of Memory in the Process of Cultural Reproduction“. Als Ergebnis der Verträge von Jalta und Potsdam wurde dieses ostpolnische Gebiet nach dem Zweiten Weltkrieg von der Sowjetunion annektiert. Für die dort lebenden Polen, Ukrainer und Litauer brach eine harte Zeit an. Die Verbrechen an polnischen Soldaten in Katyn haben im polnischen Bewusstsein dauerhafte Spuren hinterlassen. Doch weil Polen zum sowjetischen Einflussbereich gehörte, blieben die *Kresy* in den öffentlichen Debatten bis Mitte der 1950er Jahre ein Tabuthema. Erst nach 1956 begann man über die Gebiete zu sprechen und zu schreiben, obwohl der Begriff *Kresy* nach wie vor verboten blieb. T. schildert, wie diese *Kresy* sich nach 1989 schrittweise zu einem Mythos auswuchsen und verhältnismäßig rasch zu einem festen Bestandteil des kulturellen Gedächtnisses in Polen wurden. In den meisten polnischen Städten gibt es heute Denkmäler und Straßennamen, die an diejenigen erinnern, die in den „verlorenen *Kresy*“ gefallen sind oder ins Exil nach Sibirien deportiert und dort gefangen gehalten wurden (*sybiracy*). Nicht wenige Geschichtsvereine organisieren sentimentale Reisen nach Grodno, Wilna (Vilnius) und Lemberg – unter Einschluss der für die *Kresy* typischen Küche und Souvenirs. Auch zahlreiche TV-Serien über den Alltag in den ehemaligen polnischen Ostgebieten tragen zur Stärkung eines hoch emotionalisierten Bildes über die *Kresy* bei. T.s Einschätzung zufolge wird es dieses idealisierte Bild von den *Kresy* in der polnischen Erinnerung noch lange geben. Ein anderer Mythos ist die Schlacht bei Tannenberg (Grunwald) 1410. T. kommt zu dem Ergebnis, dass seit dem Zweiten Weltkrieg bis in die 1960er Jahre hinein Tannenberg das am stärksten im kollektiven Bewusstsein Polens verankerte historische Ereignis gewesen sei. Erst danach sei eine schrittweise Dekonstruktion dieses Nationalmythos erfolgt.

Im zweiten Teil des Buches denkt T. unter dem Titel „Poles and Germans: Theory“ über die Möglichkeit der Konstruktion eines gemeinsamen deutsch-polnischen Erinnerungsbildes nach. Seine wichtigste Schlussfolgerung lautet, dass man durch die Verbindung von Erinnerungs- und Ereignisgeschichte eine neue, interessante Perspektive für die Synthese der deutsch-polnischen Beziehungen gewinnen könne. Als Resultat einer solchen Verbindung entstünde eine originelle Geschichte Deutschlands und Polens, die ihren Schwerpunkt in den Nachbarschaftsbeziehungen habe. Im dritten Unterkapitel „*Quo Vadis Regional History?*“ nimmt T. eine vergleichende Betrachtung der deutschen und polni-

schen Landesgeschichte vor. Während die Landesgeschichte in Polen fest etabliert sei, vor allem in Gestalt zahlreicher Lehrstühle an den Universitäten, habe das Fach in Deutschland seit Mitte der 1990er Jahre einen methodologischen Einbruch erlitten. Eine naheliegende Verbindung beider Landesgeschichten sieht T. in der Erforschung der deutsch-polnischen Grenzregion.

Im dritten Teil der Studie, der mit „Poles and Germans: The Empirical World“ überschrieben ist, analysiert T. die regionalen Identitäten in Deutschland und Polen. Das Kapitel: „On Germans ‚Mine‘ and ‚Not Mine‘: A Personal Case Study“ bietet eine autobiografische Auseinandersetzung mit deutschen, polnischen und grenzüberschreitenden Identitäten. Geboren im masurischen Węgorzewo (Angerburg), begann T. sich zunächst für die Lokalgeschichte zu interessieren; später engagierte er sich dann für die Akzeptanz der deutschen Vergangenheit auf Seiten der neuen Einwohner. 1990 gründete er die Gesellschaft Borussia, die sich für die Erforschung der deutsch-polnischen Geschichte einsetzte. T. warnt vor einer Entwicklung, die sich immer mehr durchsetzt: In den aktuellen Debatten über die Geschichtsbilder fühlten sich die meisten als Opfer, es gebe kaum noch Täter. In dem Kapitel „In Search of a ‚Portable Homeland‘: Poles in Multi-cultural Berlin“ stellt der Vf. eine neue Identität vor: den Berliner. Dieser regionalen Identität fühlten sich immer mehr der dort lebenden und arbeitenden Polen zugehörig.

T.s Buch ist zweifellos ein wichtiger Beitrag zu den deutsch-polnischen Debatten über Geschichtsbilder und Identitäten. Leider lässt die Studie ein klares Konzept vermissen. Der Leser wird sehr schnell bemerken, dass es sich um keine Monografie, sondern um eine Aufsatzsammlung handelt, eine die Beiträge verknüpfende Einleitung zum Themenkomplex fehlt. Die Vorbereitung zum Druck erfolgte nicht sorgfältig; beispielsweise fehlt im Inhaltsverzeichnis das Kapitel 6 des ersten Teils.

Das Werk ist in erster Linie englischsprachigen Kennern und Interessenten der deutsch-polnischen Geschichte zu empfehlen. Am Ende des Buches befindet sich ein Personenindex.

Sønderborg

Katarzyna Stokłosa

Slawen an der unteren Mittelbe. Untersuchungen zur ländlichen Besiedlung, zum Burgenbau, zu Besiedlungsstrukturen und zum Landschaftswandel. Beiträge zum Kolloquium vom 7. bis 9. April 2010 in Frankfurt a. M. Hrsg. von Karl-Heinz Willroth, Hans-Jürgen Beug, Friedrich Lütth und Frank Schopper. (Frühmittelalterliche Archäologie zwischen Ostsee und Mittelmeer, Bd. 4.) Reichert. Wiesbaden 2013. XIV, 305 S., 207 Ill., 13 graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-89500-962-4. (€ 49,80.)

Die untere Mittelbe ist eine Grenzregion. Noch 1989 markierten Zäune und Türme die innerdeutsche Grenze, heute stoßen hier entlang der Elbe die Bundesländer Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Niedersachsen und Sachsen-Anhalt aneinander. Im Frühmittelalter aber waren es sächsische und slawische Verbände, die das Gebiet mit Handelsorten und Burgen für etwa 500 Jahre zu einer Kontakt- und Grenzzone gestalteten. Davon zeugen eine frühe Burgenlandschaft besonderer Dichte und eine zwar lückenhafte, aber nennenswerte Überlieferung in den Annalen und Chroniken. Herausragend ist die Nennung des fränkischen Kastells „Hohbuoki“ zu den Jahren 810 und 811 in den fränkischen Annalen sowie die Beschreibung der Schlacht bei „Lunkini“ 929 durch Widukind von Corvey. Nicht zuletzt die Lokalisierung dieser beiden Orte war Ausgangspunkt eines interdisziplinären, 2004-2009 durchgeführten DFG-Projektes „Slawen an der unteren Mittelbe“.

Der hier zu besprechende Band dokumentiert das abschließende Kolloquium aller am Projekt beteiligten Wissenschaftler/innen unter Einbeziehung externer Experten im April 2010. Das Buch gliedert sich in acht thematische Blöcke mit zwei bis fünf Beiträgen, denen jeweils eine kurze fachliche Einleitung vorausgeht. Die insgesamt 25 Aufsätze und acht Einleitungen laufen in einer Synthese von Karl-Heinz Willroth zusammen, der

einen diachronen Schnitt vom 6./7. bis zum 12. Jh. versucht. Dieser Beitrag befindet sich am Ende des Bandes, doch sollte er unbedingt als Erstes gelesen werden, denn er verzahnt die sehr heterogenen Themenblöcke miteinander. Willroth bringt zudem eine Zusammenschau der Vorberichte aus dem Projekt, die eine wichtige Ergänzung zu dem Band bilden.¹

Knapp zusammengefasst hat das Projekt eine sehr früh einsetzende slawische Aufsiedlung rechts der unteren Mittel-Elbe mit unbefestigten Siedlungen ab dem mittleren 7. Jh. erbracht. Links der Elbe ist dagegen nach einer starken völkerwanderungszeitlichen Siedlungsausdünnung zunächst eine Phase spätsächsischer Besiedlung zu fassen, die sich mit einem Handelsplatz (Meetschow) und einer Burg (Schwedenschanze) am Elbübergang beim Hühbeck nachweisen ließ. Zum Ende der Sachsenkriege geriet die Hühbeckregion unter fränkische Herrschaft; der Platz Meetschow wurde befestigt und durch das Kastell Hohbuoki (Vietzer Schanze) zusätzlich gesichert. Der Ausgräber Jens Schneeweiß verbindet dieses Ensemble mit dem zum Jahr 805 genannten Grenzhandelsort Schezla. Rechts der Elbe wurden im späten 8. oder frühen 9. Jh. in Friedrichsruhe und Lenzen-Neuehaus Burgen vom Feldberger Typ errichtet (vgl. die Beiträge von Felix Biermann/Heike Kennecke und Sebastian Messal S. 91-102), wobei das Fundmaterial von Friedrichsruhe auf einen beachtlichen Lebensstandard burggesessener Eliten hinweist (Messal, S. 231-237). Zur Mitte des 9. Jh. begannen die Slawen, das linkselbische Gebiet unter Verdrängung der sächsischen Bevölkerung in Besitz zu nehmen. Rechts der Elbe wurden in Lenzersilge eine Burg und in Lenzen-Neuehaus wie auch Friedrichsruhe an Stelle der alten Burg kleinere Befestigungen mit jeweils offener Vorbürgsiedlung errichtet. 929 fand in dem Elbtal die Schlacht bei Lunkini zwischen Slawen und Sachsen statt. In der Folge ist unter sächsischer Herrschaft die Burg Lenzen ohne nennenswertes Siedlungsumfeld errichtet worden, während in Meetschow die Burg ausgebessert wurde. Beide Anlagen zeigen Hochwasserschäden, die auf die Mitte des 10. Jh. datieren und als Folgen übergreifender klimatischer Veränderungen eingeschätzt werden (Beiträge von Thomas Schatz sowie von Hans-Hubert und Barbara Leuschner/Michael Friedrich). Kurz vor 983 ging die mittlerweile aufgelassene Burg in Lenzen an die nach Süden expandierenden Obodriten über, bevor es zum Lutizenaufstand kam. Ob dieser Aufstand Meetschow einbezog, ist aufgrund der unklaren Befundlage nicht zu entscheiden (Schneeweiß/Kennecke). Die spätere Entwicklung während des 11.-12. Jh. war dann durch eine Abnahme der Burgen und nur rechts der Elbe durch eine Zunahme der offenen Siedlungen gekennzeichnet (Norbert Göbler/Biermann).

Interessant ist, dass sich ungeachtet der politischen Veränderungen die offenen Siedlungen und Vorbürgsiedlungen beiderseits der Elbe nach eigenen Rhythmen entwickelten, für die naturräumliche Parameter eine wesentliche Rolle spielten. Für sie haben vor allem die Fundplätze am Hühbeck Hinweise auf eine starke Veränderung des Gewässerverlaufs gebracht. Ihre Rekonstruktion konnte erst in Ansätzen erarbeitet werden. Das Beispiel des heute nach dem Deichbau vollständig veränderten Verlaufs der Seege, an dem sich einst der Burg-Siedlungskomplex von Meetschow entlangzog, beweist aber die grundlegende Bedeutung der naturräumlichen Rekonstruktion. Tatsächlich ist derzeit nicht zu entscheiden, ob der Hühbeck im 8./9. Jh. rechts des Hauptstroms der Elbe und erst ab dem 10./11. Jh. links der Elbe lag, wie es Schneeweiß (S. 117-124), versehen mit vielen Konjunktiven, zur Diskussion stellt und Willroth in der Beschreibung des fränkischen Kastells Hohbuoki (S. 275) in Betracht zieht. Eine Vernässung der Talbereiche wiederum machen

¹ Diese Aufsätze sind überwiegend veröffentlicht in FELIX BIERMANN, THOMAS KERTING u.a. (Hrsg.): Der Wandel um 1000. Beiträge der Sektion zur slawischen Frühgeschichte der 18. Jahrestagung des Mittel- und Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung in Greifswald, 23. bis 27. März 2009, Wiesbaden 2011; JENS SCHNEEWEIß, KARL-HEINZ WILLROTH (Hrsg.): Slawen an der Elbe, Neumünster 2011.

Goßler/Biermann als Ursachen einer Verlagerung der offenen Siedlungen auf höhere Lagen in spätslawischer Zeit aus. Zwar ist dies nicht völlig nachvollziehbar dargelegt (was auch einer nicht ganz fehlerfreien Bildredaktion im Band geschuldet ist), aber ihre Beobachtungen zur Veränderung der Grabentiefe in Lenzen-Neuehaus im 9. Jh. sind aufschlussreich. Insgesamt aber diskutieren sie, wie auch Messal für Friedrichsruhe (S. 125-130), stärker wirtschaftliche Veränderungen und politische Entwicklungen als Ursache von Wandel und Bruch der Siedlungsstruktur.

Die politische Situation wurde und wird im hohen Maße aus den spärlichen schriftlichen Quellen abgelesen. Die Forschung hat hierbei wiederholt die Linonen hervorgehoben, deren Verhältnis zu den Wilzen und Obodriten in der Frühzeit ebenso diskutiert wurde wie ihr Zusammenhang mit den erst im 11. Jh. erwähnten *Drevani*. Sébastien Rossignol kommt nun zu der Auffassung, dass die Linonen ein Beispiel für eine begonnene, aber aufgrund der starken äußeren Einflussnahme abgebrochene Ethnogenese seien. Die kurz nacheinander (956 und 1004) erfolgten urkundlichen Nennungen der *marca Lipani* und der *Drevani* für in etwa dasselbe Gebiet sind für ihn Anzeichen instabiler Verbände links der Elbe. Hinsichtlich des Quellenwertes der ausführlichen Beschreibung Widukinds von der Schlacht bei Lunkini ist Rossignol vorsichtig und sieht in ihr eine Konstruktion ungleichzeitiger Elemente, derer sich Widukind aus narrativen Zwecken bedient habe. Biermann folgt Rossignols Bedenken, hält aber die Versatzstücke für authentische Erinnerungsberichte, aus denen der Chronist schöpfen konnte (S. 151-158). Er schlägt daher angesichts der Neudatierung der Burg Lenzen (Biermann/Kennecke) eine Identifizierung der Stätte Lunkini mit der in der ersten Hälfte des 10. Jh. zerstörten Burg Lenzen-Neuehaus vor. Schneeweiß bringt dagegen die Stätten Meetschow und Elbholz in die Diskussion ein (S. 87).

Dem Charakter des Bandes entsprechend sind die Berichte zur Auswertung der Keramik von Meetschow (Caroline Völker), der Vorburgsiedlung Wustrow 10 (Goßler/Thomas Kinkeldy; Goßler/Markus Helfert), der Burg Friedrichsruhe (Dorothea Feiner) und dem Burgberg Lenzen (Martin Planert) knapp gehalten. Insbesondere aber die Vorlage der feinchronologisch gegliederten Keramik von Friedrichsruhe und Lenzen ist von großer Wichtigkeit, denn noch sind große, absolut datierte Keramiksequenzen selten. Der Komplex von Lenzen spielt zudem für die Frage nach dem Übergang zur Harten Grauware eine wichtige Rolle. Schneeweiß setzt ihn in Meetschow bereits im Verlauf des 11. Jh. an (S. 89), während Planert in Lenzen noch im ganzen 12. Jh. das Überwiegen spätslawischer Keramik feststellt. Mit der frühen Keramik von Meetschow wird aber einer der ersten großen Komplexe lokaler Ware spätsächsischer Zeit im nördlichen Niedersachsen vorgelegt. Dass sich diese Zeitscheibe auch durch eine andere Umweltnutzung und Versorgung mit tierischer Nahrung verbindet, gehört zu den bemerkenswerten Ergebnissen der paläozoologischen (Peggy Morgenstern) und archäobotanischen wie vegetationsgeschichtlichen (Hans-Jürgen Beug/Susanne Jahns/Jörg Christiansen sowie Hans-Peter Stika/Jahns) Untersuchungen.

Abschließend lässt sich festhalten, dass der Band zahlreiche Beobachtungen und Gedankenanstöße enthält, die einen reich für die etwas mühsame Lektüre der gestückelten Beiträge entlohnen. Mit Vorfreude darf man den Endpublikationen der Teilprojekte entgegenblicken.

Mainz

Anne Klammt

Die Marienburg. Vom Machtzentrum des Deutschen Ordens zum mitteleuropäischen Erinnerungsort. Hrsg. von Bernd Ulrich Hucker, Eugen Kotte und Christine Vogel. Schöningh. Paderborn u.a. 2013. 244 S., Ill. ISBN 978-3-506-77617-4. (€ 34,90.)

Die Marienburg gehört zweifellos zu den facettenreichsten Orten der europäischen Erinnerungskultur. Bislang ist die Geschichte der Burg mit ihren komplexen Symbolfunktionen im jeweiligen historischen Kontext nicht zusammenhängend untersucht worden. Die-

ser größten europäischen Landburg widmete sich nun eine interdisziplinäre Tagung an der Universität Vechta. Der hier zu besprechende Band vereint die dort im November 2011 gehaltenen Vorträge aus unterschiedlichen Disziplinen. Thematisiert werden nicht nur die Funktion der Burg als Herrschaftszentrum des Deutschen Ordens im Mittelalter und ihre Bedeutung in der Frühen Neuzeit, sondern vor allem auch ihre Symbolfunktionen im 19. und 20. Jh., ihre ideologische „Nutzung“ sowie ihre Dekonstruktion und Umdeutung nach 1945 bzw. nach 1989.

Klaus Militzer zeichnet im ersten Beitrag die Geschichte der Marienburg als Zentrum des Deutschen Ordens nach. Dabei geht er einleitend der Frage nach, wann die Burg endgültig zum Mittelpunkt des Deutschen Ordens avancierte, und hebt dabei ihre Bedeutung als Kommunikationszentrum und Fürstenresidenz des Ordens hervor. Im zweiten Beitrag geht Bernd Ulrich Hucker der Frage nach, welchen Einfluss die imperialen Ideen des römisch-deutschen Kaisertums auf die Deutschordenssymbolik hatten. Des Weiteren untersucht H. die Programmatik der Burgennamen, was, wie in der Einleitung treffend bemerkt wurde, in den einschlägigen Werken zur Geschichte des Deutschen Ordens und des Preußenlandes bislang nicht thematisiert wurde (S. 9). Dabei stellt der Vf. fest, dass der Name „Marienburg“ eine auffällige Neuerung im Repertoire der Burgennamen des Ordens darstellt, obwohl der vollständige Name des Ordens bekanntlich *Ordo fratrum hospitalis sanctae Mariae Theutonicorum Ierosolymitanorum* lautete.

Ein Desiderat in der Erforschung der Marienburg stellt ihre Bedeutung in der Frühen Neuzeit dar. Dieser Forschungslücke nehmen sich zwei Beiträge an. Andrzej Kopiczko richtet den Blick auf die Stadt Marienburg. Er konzentriert sich auf ihre Kirchen und Kapellen sowie auf die übrigen religiösen Gemeinschaften in und um die Stadt. Dabei weist er auf ein gewisses Einvernehmen zwischen den Katholiken und den Lutheranern hin, die um die beiden Pfarrkirchen St. Johann und St. Georg organisiert waren, während die Mennoniten und Calvinisten über keine eigenen Gebetshäuser verfügten. Kam der Marienburg eine besondere Funktion im Königlichen Preußen in der Frühen Neuzeit zu? Dieser zentralen Frage und dem Stellenwert der Burg in der Geschichtskultur des Königlichen Preußens geht Christine Vogel an einem Fallbeispiel aus dem späten 17. Jh. punktuell nach. Anhand des feierlichen Einzugs Augusts II. von Polen in Danzig im Jahr 1698 stellt V. fest, dass die Marienburg in diesem Kontext eine untergeordnete Rolle spielte. Erst im ausgehenden 18. und vor allem im 19. Jh. erfolgte eine Neubewertung der Geschichte des Deutschen Ordens, und der ehemalige Hauptsitz des Ordens rückte als zentrales Symbol in den Vordergrund.

Die Beiträge von Jan Werquet, Eugen Kotte, Sigita Barniškienė und Christoph Kienemann beschäftigen sich mit der „Wiederentdeckung“ der Burg durch Künstler und Schriftsteller der Frühromantik, der Entwicklung zum preußisch-deutschen Geschichtsdenkmal und schließlich zum deutschen „Bollwerk“ gegen die aus dem Osten angeblich drohende Gefahr sowie mit der Rezeption des Bauwerks in der deutschen Historiografie und Belletristik. Jürgen Joachimsthaler schließt die deutsche Perspektive mit der Untersuchung der 1945 einsetzenden literarischen Dekonstruktion des im 19. Jh. konstruierten Ideologems „Deutscher Orden“ am Beispiel einiger Autoren der Nachkriegszeit ab. In den wenigen Fällen, in denen auf dieses Narrativ zurückgegriffen wurde, zerlegten es die Autoren in seine Bestandteile und enttarnten es als Ideologem. J. konstatiert gleichzeitig das nahezu völlige Verschwinden des Themenkomplexes „Deutscher Orden“ und der damit kolportierten signifikanten Verbindungen aus der deutschen Literatur nach 1945.

Neben der preußischen bzw. deutschen Sicht wird in vier Beiträgen auch die Konstruktion und Rezeption eines Marienburg-Mythos auf polnischer Seite thematisiert. Paweł Kosiński lässt in seinem Beitrag die polnischen Besucher auf dem Schloss im 19. Jh. zu Wort kommen. Der Darstellung des Deutschen Ordens in der polnischen Literatur widmet sich Christoph Garstka. So wurde der Themenkomplex des Deutschen Ordens mit der Marienburg von den polnischen Romantikern, allen voran von Adam Mickiewicz, aufge-

griffen und begründete das in Polen bis ins 21. Jh. gültige Bild des Deutschen Ordens. Fortan nahm die Auseinandersetzung zwischen dem Deutschen Orden und Polen einen wichtigen Platz in der polnischen Literatur ein. Das Bild wurde von den Schriftstellern, die dem Positivismus zugerechnet werden, weiter ausgebaut und erreichte seinen literarischen Höhepunkt in dem 1900 erschienenen Roman *Krzyżacy* von Henryk Sienkiewicz. Hier fungiert die Marienburg als düsteres Symbol für den Expansionsdrang des Deutschen Ordens bzw., in der weiteren Auslegung, der Deutschen schlechthin. G. weist darauf hin, dass auf das in großen Teilen der polnischen Gesellschaft weiterhin wirksame Stereotyp des „Kreuzritters“ (*krzyżak*), wie die Angehörigen des Deutschen Ordens in Polen bezeichnet werden, Sienkiewiczs Roman zweifellos einen entscheidenden Einfluss hatte. So wurde dieses Bild in der Volksrepublik Polen weiter gepflegt und erreichte mit der Verfilmung des Romans 1960 einen weiteren Höhepunkt. Tomasz Torbus setzt sich in seinem Beitrag mit der Marienburg als einem schwierigen historischen Erbe in der Zeit von 1945 bis 1971 auseinander, das vor dem Hintergrund der Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs als „feindlich“ betrachtet wurde. T. versucht die teilweise auch in der polnischen Presse geführte Debatte um die Zukunft des Bauwerks nachzuzeichnen, die sich zwischen Forderungen nach Restaurierung und Abriss bewegte. Dabei konzentriert er sich auf die Frage, was dazu geführt haben könnte, dass sich die Anhänger des Wiederaufbaus durchsetzten und es 1961 zur Gründung eines Schlossmuseums und schließlich zum Wiederaufbau der Burg kam. Der letzte Beitrag von Lukas Aufgebauer und Izabela Mittwollen-Stefaniak thematisiert die Nutzung der Marienburg im Kontext des europäischen Museumswesens als Stätte der Versöhnung.

Abgeschlossen wird der Tagungsband durch die zusammenfassenden Gedanken von Udo Arnold, der einen großen Bogen um die im Band abgedruckten Tagungsbeiträge spannt. Sehr hilfreich sind die zu den einzelnen Themen am Ende der Beiträge angefügten Quellen- und Literaturhinweise. Am Ende des Bandes vermisst der Leser jedoch ein Personen- und Ortsregister, das den schnellen und gezielten Zugriff deutlich erleichtern würde. Wünschenswert wäre auch ein Beitrag gewesen, der den deutsch-polnischen Blickwinkel verlässt, beispielsweise zur Rezeption der Marienburg beziehungsweise des Deutschen Ordens in der russischen Geschichtstradition. Die Stärke des Bandes liegt zweifellos im interdisziplinären Ansatz, der verschiedene Herangehensweisen und Analysemethoden präsentiert und in vielen Punkten interessante Vertiefungen bietet. Der Sammelband leistet damit insgesamt einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Marienburg als architektonische Quelle, Herrschafts- und Verwaltungszentrum, nationales Symbol und nicht zuletzt als Stätte der Versöhnung, um nur einige Funktionen des Bauwerks zu nennen.

Berlin

Remigius Stachowiak

Jeanne E. Grant: For the Common Good. The Bohemian Land Law and the Beginning of the Hussite Revolution. (East Central and Eastern Europe in the Middle Ages, 450-1450, vol. 28.) Brill. Leiden – Boston 2015. 176 S. ISBN 978-90-04-28289-6. (€ 93,-)

Jeanne E. Grant, an Associate Professor at Metropolitan State University in Minneapolis, is interested in a wide historical field ranging from the Late Middle Ages to the modern age, with a special focus on German cultural space and legal studies. This is her second contribution to current issues regarding the mentality of leading Czech nobles in the (pre-)Hussite era.¹

¹ See author's previous contribution to the history of late medieval Bohemia: JEANNE E. GRANT: Oaths and Credibility in the Middle Ages, in: EVA DOLEŽALOVÁ, ROBERT NOVOTNÝ et al. (eds.): *Evropa a Čechy na konci středověku*. Sborník příspěvků věnovaných Františku Šmahelovi, Praha 2004, pp. 159-169.

The key question addressed is how the Hussite Czech nobility justified their rejection of the hereditary heir to their Bohemian throne, King Sigismund of Hungary. Grant combines the traditional solutions, referring to ongoing theological disputes and accenting the nobles' long-term legal and political perspective. This approach is a promising development from older historiography with the idea of confluence of legal, political and religious thought in mentality of the Czech Hussite nobility.

The analysed material includes the lawbook of Ondřej z Dubé from the turn of 14th and 15th centuries, further Hussite manifestos and political documents of the early phase of the Hussite Revolution. Based on these sources and from the perspective outlined above, G. presents the thoughts of both Catholic and Hussite (upper) nobles within the context of their relations to the king, kingdom and particularly to the crown as primary defendant of the highest value of the common good ('bonum commune') as they understood it.

The study is divided into five chapters. Chapter 1 begins with an overview of medieval political thought and especially of the problem of authority, gradually focusing on the Kingdom of Bohemia. In Chapter 2 the study shifts to European and Bohemian legal history and culture. Chapter 3 shows how the Czech nobility understood their place in the kingdom and its legal system through the key document, the lawbook called *Práva zemská česká* (The Bohemian Land Law), written by the longstanding and highest land judge, Ondřej z Dubé. Chapter 4 moves forward to the beginning of the Hussite Revolution, focusing on special political documentation, mainly manifestos and documents from the land diets, which reflect a similar legal perspective to that of Ondřej's lawbook. The final chapter concludes elements of continuity and discontinuity in the Czech nobles' political and legal thought.

In her reinterpretation of the Hussite nobles' ideas, G. precisely depicts the legal way in which Sigismund's renouncement was used by the Czech nobles, emphasizing that 'anyone was proposing a novel way of thinking about the authority in the kingdom' (p. 130). The Hussite upper nobility thus understood themselves as preservers of the old, valid political order corrupted by the violent acts of the emperor elect, Sigismund. Nevertheless, the new religious ideology of Hussitism had a great impact on the criteria defining community identity, placing new emphasis on the link between correct faith and nation and the importance of upholding the law of God. The Czech nobles simply stated what was obvious to them, that Sigismund of Luxembourg was not a proper heir of the Bohemian throne, disqualified by actions dishonouring his filial relation to Emperor Charles IV and consequently disinheriting him. The Czech nobles acted in the name of common good presenting the basis of all their political, legal and religious beliefs, aware of their protective role in a community threatened by Sigismund's 'injustice'.

The book fruitfully refers to broader European and American historical theory and methodology, efficiently using the principles of analogy and inference. It also draws on most of the important Czech scholarly works and chosen relevant sources, though there are cases where it could have been better to refer directly to primarily sources² or to broaden the range of sources.³ Some other works relating to single issues could also have been in-

² For example to available editions of *Codex diplomaticus et epistolaris regni Bohemiae*, *Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae*, *Archivum Coronae regni Bohemiae* etc.

³ See pre-Hussite diets' agenda in JOSEF EMLER (ed.): *Reliquiae tabularum terrae regni Bohemiae anno MDXLI igne consumptarum* 1, Praha 1870, or later normative sources as in HERMENEGILD JIREČEK (ed.): *M. Viktorina ze Všehrd O právích Země české knihy devatery* [Master Viktorin of Všehrdy's Nine Books on the Laws of the Czech Land], Praha 1874; PETR KREUZ, IVAN MARTINOVSKÝ et al. (eds.): *Vladislavské zřízení*

cluded in the discussion.⁴ However: the benefit of the study is indubitable. Grant's elaborate analysis of Ondřej z Dubé's lawbook and related documents constitutes a valuable contribution to our understanding of the mentality of the Czech Hussite nobles, which compelled them to act in a complex and revolutionary new situation.

Kutná Hora

Zdeněk Beran

zemské a navazující prameny [The Vladislaus Constitution and Related Sources], Dolní Břežany 2007.

⁴ E.g. for a broader context of crime and sanctions for 'ruiners and criminals of the land' ('zemští zhoubcí a škůdci') and their assistants see KAREL MALÝ: Trestní právo v Čechách v 15.-16. století [Criminal Law in Bohemia in 15th-16th Century], Praha 1979, pp. 75-98; from the contemporary literature concerning on the idea of common good see primarily WINFRIED EBERHARD: 'Bonum commune' v konkurenci mezi monarchistickou vládou a stavovskou společností ['Bonum Commune' in Competition between Monarchical Power and an Estates Society], in: Český časopis historický 102 (2004), pp. 449-472; for a detailed study devoted to the ideal king in medieval Bohemia see ROBERT ANTONÍN: Ideální panovník českého středověku. Kulturně-historická skica z dějin středověkého myšlení [The Ideal Monarch of the Bohemian Middle Ages: A Cultural-Historical Sketch from the History of Medieval Thought], Praha 2013.

Elke Schlenkrich: Gevatter Tod. Pestzeiten im 17. und 18. Jahrhundert im sächsisch-schlesisch-böhmischen Vergleich. (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte, Bd. 36.) Steiner. Stuttgart 2013. 491 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-515-10620-7. (€ 86,-.)

Seuchengeschichten sind allgegenwärtig. Insbesondere die Geschichte des „Schwarzen Todes“ in der Mitte des 14. Jh. und seine Verknüpfung mit den zeitgleichen Judenpogromen faszinieren seit Frantisek Graus' einschlägigen Arbeiten seit den 1980er Jahren die Sozialgeschichte. Im Zusammenhang mit HIV/AIDS, anschließend BSE ist seit Mitte der 1980er Jahre bis heute (zur Zeit etwa Ebola, aber auch Grippe und Masern 2015) und vermutlich auch die kommenden Jahre Katastrophenberichterstattung über Seuchengeschehen tagesaktuelles Nachrichtenprogramm. Die Beliebtheit von Seuchengeschichten mag über die somit vergleichsweise umstandslos zu behauptende Aktualität des Themas schließlich damit zusammenhängen, dass sie das klassische Fortschrittsnarrativ von der Überlegenheit der modernen Medizin sowohl fortschreiben als auch, etwa den Spuren von Martin Dinges und Thomas Schlich folgend¹, fundamental in Frage stellen können.

Durchaus weniger beachtet war in diesem Zusammenhang über lange Zeit die Epoche der Frühen Neuzeit, die angesichts der umfangreichen Archivbestände sinnvollerweise in stadt- und regionalhistorischen Studien aufgearbeitet wird. Die hier zu besprechende Arbeit gehört damit in eine Reihe, die zuletzt die Dissertationen von Carl Christian Wahrmann² und Patrick Sturm³ hervorgebracht hat. Insofern wird man inzwischen kaum mehr von einem Forschungsdesiderat der Frühneuezeitforschung sprechen dürfen.

¹ MARTIN DINGES, THOMAS SCHLICH (Hrsg.): Neue Wege in der Seuchengeschichte, Stuttgart 1995.

² CARL CHRISTIAN WAHRMANN: Kommunikation der Pest. Seestädte des Ostseeraums und die Bedrohung durch die Seuche 1708-1713, Berlin 2012.

³ PATRICK STURM: Leben mit dem Tod in den Reichsstädten Esslingen, Nördlingen und Schwäbisch Hall. Epidemien und deren Auswirkungen vom frühen 15. bis zum frühen 17. Jahrhundert, Ostfildern 2014.

Wie die vorigen handelt es sich auch bei der zu besprechenden Arbeit von Elke Schlenkrich um eine Qualifikationsarbeit, hier allerdings um die 2007 an der Frankfurter Viadrina vorgelegte Habilitationsschrift. Die Autorin knüpft damit hinsichtlich der sozialhistorischen Methode, dem medizinhistorischen Arbeitsbereich und der Unmasse der insbesondere in sächsischen Archiven bearbeiteten Quellen nach an ihre 2002 im Druck vorgelegte Dissertation⁴ an. Erneut beeindruckt die umfassend recherchierte und ausgewertete Quellenbasis, insbesondere für den sächsischen Raum. Behandelt werden alle gängigen Fragen der Pestforschung von der Demografie über die ökonomischen und sozialen Auswirkungen, (obrigkeitliche) Maßnahmen, Lazarette und medizinisches Personal, Aspekte des gestörten Alltagslebens, religiösen Alltag bis hin zu einem gesonderten kurzen Kapitel über die Pest auf dem Lande. Im Zentrum stehen die sächsischen Verhältnisse, und hier wiederum diejenigen in Dresden und Leipzig, während der großen Epidemie der 1680er Jahre. Auf dieser Folie werden die Verhältnisse in kleineren Städten und auf dem Lande, in Schlesien und Böhmen (insbesondere freilich in Prag), sowie die hinsichtlich des Umgangs mit den späteren Pestgängen im frühen 18. Jh. zu konstatierenden Entwicklungen minutiös nachgezeichnet.

Während die Stärken in der quellengesättigten Darstellung der zentralen Punkte und Entwicklungen liegen, sind Schwächen noch am ehesten in der konzeptionellen Ausrichtung bzw. der Umsetzung dieser Ausrichtung festzumachen. Dass die großen Seuchenzüge Behördenaktivitäten und intensiviertere Verordnungstätigkeit zur Folge hatten, ist erst einmal ebenso wenig überraschend wie der Umstand, dass einschlägige Verordnungen regelmäßig übertreten wurden. Im Sinne einer „Hinwendung zu den Subjekten der Geschichte“ (S. 32) wäre es dagegen durchaus reizvoll, von dem Dualismus obrigkeitliche Pestmaßnahmen vs. individuelle Übertretung abzusehen, um Letztere nicht ausschließlich auf Reaktionen auf Erstere zu reduzieren. Wäre nicht gerade die Differenzierung zwischen den Reaktionen auf die drohende Erkrankung einerseits und denjenigen auf obrigkeitliche Maßnahmen (z.B. die Verschließung) andererseits im Sinne der „Wahrnehmungen, Erfahrungen und Wünsche [der Subjekte]“ (ebenda) ein Erfolg versprechender Ansatz? Zahllose und in diesem Umfang und in dieser Dichte bislang kaum zusammengetragene „Mikrogeschichten“ fristen so ein etwas trauriges Dasein in den Fußnoten der Arbeit, während der Haupttext die sächsischen Details für im Großen und Ganzen bereits vertraute historische Entwicklungen ausbreitet. Regionallhistorisch wäre ergänzend eine Perspektive von Interesse gewesen, die neben Differenzen in den Details der Verordnungstätigkeit und der einzelnen Erlasse durch die verschiedenen Obrigkeiten „Seuche“ als raumbildendes Element von der privaten (Verschließung der Häuser) über die Siedlungsebene (militärische Absperrung von Dörfern und Städten) bis zu Territorialgrenzen (verstärkte Grenzkontrollen) und Wirtschaftsräumen sowie die mannigfaltigen Überschreitungen in den Blick nimmt.

Von großem Wert ist die 40-seitige, dem Band angehängte Quellenedition, die auch der Form nach vorbildlich ist. Sie ermöglicht nicht allein einen Blick in die „Werkstatt der Historikerin“, sondern eröffnet das Themenfeld überdies dem (universitären) Unterricht anhand von Originalquellen und bietet im gleichen Themenbereich, aber zu unterschiedlichen Epochen und/oder Regionen arbeitenden Kolleginnen und Kollegen die willkommene Möglichkeit, am Originalmaterial vergleichende Beobachtungen anzustellen. An *Ge-vatter Tod* wird in den nächsten Jahren niemand vorbei kommen, der sich für Sozial- und Armuts-, Medizin- und Seuchengeschichte sowie sächsische Regionalgeschichte der Frühen Neuzeit interessiert.

Erlangen

Fritz Dross

⁴ ELKE SCHLENKRICH: Von Leuten auf dem Sterbestroh. Sozialgeschichte obersächsischer Lazarette in der frühen Neuzeit, Beucha 2002.

Gisela Borchers: Grundbesitz in Bauernhand. Die Erbpacht in Westpreußen im Rahmen der preußischen Domänen Geschichte des 18. Jahrhunderts, dargestellt am Domänenamt Schönbeck. Ein Beitrag zur Agrargeschichte Friedrichs des Großen. (Quellen und Darstellungen zur Geschichte Westpreußens, Bd. 37.) Copernicus. Münster 2014. 376 S., Ill., Kt., Beil.: Orts- und Personenregister. ISBN 978-3-924238-48-3. (€ 25,-.)

Einen bisher in der deutschen und polnischen Historiografie selten beachteten Sachverhalt stellt der Umgang der preußischen Behörden mit den nach 1772 eingezogenen Landgütern in Westpreußen dar. Infolge der Ersten Teilung Polens bemächtigte sich der preußische Staat in seiner neuen Provinz des Grundbesitzes der polnischen Krone, der sog. „Starosteien“ sowie beträchtlicher Ländereien der katholischen Kirche und Orden. Auf diese Weise gelangte „gut die Hälfte“ des dortigen Landbesitzes unter die preußische Domänenverwaltung (S. 90).

In ihrer 2014 vorgelegten Dissertation widmet sich Gisela Borchers diesem Thema am Beispiel des Domänenamtes Schönbeck. Dabei setzt sie zwei Schwerpunkte: Zunächst untersucht sie die Bestrebungen der Kammer- und Domänenämter, die übernommenen Güter zu verpachten, und die damit verbundenen Schwierigkeiten. Anschließend sucht sie das in Westpreußen praktizierte Verwaltungshandeln und dessen Prämissen im Kontext preußischer Agrar- und Domänen Geschichte des 18. Jh. zu verorten. B. konzentriert sich auf das Erbpachtrecht, das sie vor allem in Abgrenzung zur Zeitpacht sowie gegenüber Grundstücken mit dem Recht zum Gebrauch und zur Nutzung fremden Eigentums definiert. Die Erbpacht stellte eine unbefristete Form geteilten Eigentums dar, während die beiden anderen Nutzungsformen die zeitlich begrenzte Beleihung eines Grundstücks an einen Pächter bedeuteten. Damit bot die Erbpacht ein ausgesprochen attraktives Bodennutzungsrecht, das langfristige Investitionen förderte und sichere Planbarkeit und Kalkulation erlaubte. Die Erbpacht schien auch am besten der Anweisung Friedrich des Großen zu entsprechen, die neuerworbenen Landgüter zu parzellieren und an Kolonisten zu vergeben.

Das Instrument der Erbpacht stand auch der Domänenkammer in Westpreußen zur Verfügung, jedoch wurde im Domänenamt Schönbeck nicht unmittelbar darauf zurückgegriffen. Dort versuchte man vielmehr einen Generalpächter zu gewinnen, der dann in eigener Regie die Vorwerke und großen Liegenschaften bevorzugt an vermögende und erfahrene Pächter ver(erb)pachten sollte. Dieser Ansatz konterkarierte das königliche Ansinnen, das Land durch Parzellierung und Vergabe von Grundstücken zu peuplieren und auf diese Weise zugleich Vorbild für die Adelsgüter zu sein (S. 192). Es drang offenbar nicht durch bis zu den Räten und Beamten in der Provinz (S. 128).

B. sieht in der Erbpacht ein zentrales Mittel zur Kapitalisierung und Marktorientierung der Landwirtschaft und somit für deren Modernisierung. Diese setzte die unternehmerische Freiheit geradezu voraus, denn der Pachtzins war nicht in Naturalien, sondern monetär zu entrichten; wie man den Betrag letztlich erwirtschaftete, blieb ausschließlich dem unabhängigen Handeln des Erbpächters vorbehalten. Die Verbreitung der Erbpacht bespricht B. im Kontext zeitgenössischer Theorien der Agrarökonomie und diesbezüglicher Erfahrungen anderer deutscher Staaten, worin sie einen möglichen Impuls für die Bestrebung Friedrichs erkennt, die Vererbpachtung in den Domänen zu fördern. Leider verdeckt diese überregionale, ausschließlich auf die deutschen Länder zentrierte Betrachtung den Blick auf den zinswirtschaftlichen Fortschritt im Königlichen Preußen schon zur polnischen Zeit. Bereits vor der Ersten Teilung Polens existierte in der besagten Provinz eine Schicht freier Bauern, die über erbliche oder langfristige Nutzrechte an Grund und Boden verfügte. So betrug 1765 der Anteil der Zinsbauern auf den königlichen Besitzungen in Pommerellen etwa 85 Prozent, auf privaten Gütern waren ca. 60 Prozent der bäuerlichen Wirtschaften

bereits auf Zins umgestellt worden.⁵ Diese recht hohen Quoten gingen vor allem auf die Ansiedlung von sog. „Holländern“ in der Weichselniederung zurück, die dort als freie Landwirte und Zinspächter seit dem 17. Jh. angesetzt wurden. Vor diesem Hintergrund erscheint die Strategie der erblichen Verpachtung von Vorwerken im Domänenamt Schöneck weniger durch agrarökonomische Theorien und Ansätze motiviert gewesen zu sein als vielmehr durch eine pragmatische Anpassung an die vorgefundenen Verhältnisse. Die Ausschreibungen (Lizitationen) von Vorwerken oder großen Grundstücken zur Erbpacht setzten nämlich finanzstarke und mit dieser Wirtschaftsform vertraute Pächter voraus.

Am meisten überzeugt Bs. Darstellung der zeitgenössischen Diskurse über die Erbpacht und deren Chancen und Risiken für die Staatswirtschaft. Darin zeigt sich eindrucksvoll, dass Fortschritt und Modernisierung immer wieder auf widerwillige und konkurrierende Beharrungskräfte stießen, die sich nicht nur auf akademische Kreise beschränkten, sondern auch Beamtenkarrieren fördern bzw. scheitern lassen konnten.

Essen

Severin Gawlitta

⁵ HANS-JÜRGEN BÖMELBURG: Zwischen polnischer Ständegesellschaft und preußischem Obrigkeitsstaat. Vom Königlichen Preußen zu Westpreußen (1756-1806), München 1995 (Schriften des Bundesinstituts für Ostdeutsche Kultur und Geschichte, 5), S. 79.

Derek Sayer: Prague, Capital of the Twentieth Century. A Surrealist History. Princeton Univ. Press. Princeton – Oxford 2013. XXI, 595 S. ISBN 978-0-691-04380-7. (€ 24,95.)

In Analogie zu Walter Benjamins Diktum, Paris sei die Hauptstadt des 19. Jh. gewesen, stellt Derek Sayer in seinem Buch Prag in den Mittelpunkt seiner Kulturgeschichte des darauffolgenden Zeitalters. Es ist eine durchaus gelungene Parallele, jedoch kommt es darauf an, was man unter dem 20. Jh. versteht. Es erscheint hier in kondensierter Form und spiegelt vorwiegend die goldene Ära der tschechischen Moderne der Zwischenkriegszeit wider. Den Schwerpunkt der Studie bilden Literatur, Architektur und die bildenden Künste. Prag an sich ist hingegen kaum ein Thema: Es handelt sich viel stärker um eine Kunst- und Kulturgeschichte in der Stadt als um eine Geschichte der Stadt. Urban-, Sozial- oder Alltagsgeschichte werden nicht behandelt.

Die Darstellung zeichnet sich durch eine große Faktendichte und ein rasantes Erzähltempo aus. Das Buch ist jedoch eher für Prag-Kenner und -Liebhaber geschrieben, die eine neue Perspektive auf das bereits Gewusste oder Geahnte suchen und hier eine glänzende Bestätigung finden. Die Menge an Information ist so groß, dass die Zusammenhänge und Bedeutungen stellenweise nur wenigen vertraut sein dürften. Für diejenigen Leser, die sich einen Überblick über die tschechische und zentraleuropäische Kulturgeschichte verschaffen möchten, ist das Buch daher nicht bestimmt.

Das Buch ist in thematische Kapitel gegliedert, die sich mit prägenden kulturhistorischen *events* und künstlerischen Impulsen befassen. Eröffnet wird die Erzählung auf sehr gelungene Weise mit André Bretons und Paul Éluards Besuch in Prag 1935, wobei die tschechoslowakische Hauptstadt als Schnittstelle der kulturellen Innovationen und Kreativität Europas dargestellt wird. Dieses Motiv zieht sich als roter Faden durch das ganze Buch. In den weiteren Kapiteln verzweigt sich die Darstellung einer Vielfalt von Themen in einem dichten Geflecht von Erzählsträngen. Dabei werden jedoch die Schicksale der Prager surrealistischen Gruppe in ihrer internationalen Verflochtenheit durchgehend im Blick behalten. S.s radikal transnationale Perspektive, in der man genauso viel über Apollinaire und Max Ernst wie über Jaroslav Seifert und Jan Zrzavý erfährt, tut gegenüber der oft zu stark beobachtenden Selbstzentriertheit tschechischer kulturhistorischer Studien gut. Einen seiner Schwerpunkte legt der Vf. auf die Verbindung zwischen Prag und Paris, wie sie sich in Toyens und Jindřich Štyrskýs Pariser Tätigkeit widerspiegelt (S. 176), wobei auch Unterschiede und Konflikte zwischen den beiden Bewegungen herausgearbeitet wer-

den (S. 235). Auch der Streit zwischen Karel Teige und Le Corbusier zeigt die Verzwicktheit der transnationalen Kulturgestaltung und des Ideentransfers.

Trotz des entschieden transfergeschichtlichen Blicks vergisst S. aber nicht die Besonderheiten des tschechischen Beitrags zur Moderne darzustellen, einschließlich seiner Paradoxien. Hierzu gehört das Dilemma der tschechischen Modernisten zwischen der pronationalen und antinationalen Einstellung, wie sie sich z.B. in der Kontroverse um den Rondokubismus (*národní sloh*) sowie im Dilemma zwischen der volkstümlich-ruralen Tradition und der urban-fortschrittlichen Moderne niederschlägt. Der Vf. behandelt die spezifisch tschechische Symbiose der beiden Momente bei dem Maler Václav Špála (S. 184), der den Kubismus mit dem Ruralismus in seinen Illustrationen zu Božena Němcová's *Babička* zu vereinigen suchte, aber auch bei Janáčeks Musik oder bei den Gebrüdern Čapek. Er erinnert an diese Verknüpfung von Weltsicht und Begrenztheit auch anhand von Redewendungen wie *malé, ale naše* (klein, aber unser) oder *malý český člověk* (kleiner tschechischer Mensch) (S. 188), die oft durch die Akzentuierung von femininen Gestalten wie *maminka* oder *babička* unterstrichen werden. Auch in dieser spezifischen Auffassung von Femininität, so S., verbinde sich Tradition mit Moderne, das Fortschrittliche mit dem Volkstümlichen und Einfachen (S. 191). Einen anderen Aspekt des tschechischen Sonderwegs bildete die Radikalität in Fragen von Moral und Sexualität, wie sie sich in den liberalen Ansichten zu Homosexualität und Geschlechtergleichheit (erste erotische Filme in Prag, die Zeitschrift *Erotická revue*, Toyens Illustrationen oder Vítězslav Nezval's *Sexualni nocturno*) niederschlug und mit Bretons und Eluards Konservatismus in sexuellen Fragen kontrastierte. Zugleich macht S. aber auch auf die Möglichkeit einer konservativen Moderne aufmerksam, wie sie durch die Aktivitäten der Firma Baťa in Zlín realisiert wurde.

Diese Hervorhebung der Besonderheit der tschechischen Moderne schlägt dann um in ein Klagen über deren Niedergang seit den späten 1930er Jahren („On the Edge of an Abyss“), wie auch über das anschließende Vergessen und Verschwinden der tschechischen Moderne aus dem allgemeinen kulturellen Bewusstsein. S. macht dieses Verschwinden am Kontrast zwischen den zwei wichtigsten Surrealismus-Ausstellungen deutlich. Während die Pariser Ausstellung von 1939 unter einer starken tschechoslowakischen Mitwirkung gestaltet wurde, hat man in der 1968er Ausstellung des Museum of Modern Art die tschechische Kunst ignoriert (S. 319). Hier verleiht S. seiner Erzählung eine durchaus tragische und nostalgische Wendung, als ob mit dem Münchener Abkommen und dem Krieg alles vorbei gewesen und danach vergessen worden sei. So endet Prags Rolle als Hauptstadt des 20. Jh. bereits Ende der 1930er Jahre mit der Auflösung der Surrealismus-Gruppe und der Zerschlagung der Tschechoslowakei. Skeptische Töne schließen das Buch ab – mit Max Weber und Ludwig Wittgenstein, die beide an der Möglichkeit einer rationalen Erfassung der Welt zweifelten; und selbstverständlich auch mit Benjamins Engel der Geschichte.

Bedeutet dies aber auch das Ende des Jahrhunderts? Indem S. eine allzu starke Betonung auf diesen Kontinuitätsbruch legt, retuschiert er praktisch die ganze zweite Hälfte des 20. Jh. aus dem Geschichtsbild heraus bzw. gibt sie in einer stark reduzierten Form wieder. Wenn er sich zur Nachkriegsentwicklung vortastet, geschieht dies meistens mittels der Retrospektive auf die Vorkriegszeit. Dies zeigt sich in Milan Kunderas Erinnerung an Gespräche mit Louis Aragon oder auch dann, wenn Bohumil Hrabals Erzählungen aus den 1960er Jahren als Berichtserstattung über die vergangene Welt der Zwischenkriegszeit dienen. So wirken die Teile über die Kriegszeit und den Stalinismus eher als Nachwort denn als eine selbstständige, vollwertige Geschichte der Moderne. Die Ereignisse von 1968 und 1989 als Meilensteile der Moderne werden nur angeschnitten. Das ist schade, denn die Entwicklungen unter dem Realsozialismus und Postsozialismus böten eine Chance, die Paradoxien der europäischen Moderne im 20. Jh., ihre Kontinuitäten und Diskontinuitäten, ihre Zwangslage zwischen Ideologie und Kulturschaffen weiter zu erörtern. Diese Weiterführung könnte das Argument von Prag als Hauptstadt des 20. Jh. zuspitzen, z.B. unter der Fragestellung, warum gerade die tschechische Überlebenskunst die Quintessenz der europäischen Zeitgeschichte darstellen sollte.

Ein Schönheitsfehler dieses packenden und zum weiteren Nachdenken einladenden Buchs sind die vielen Schreibfehler im Tschechischen; ironischerweise ist auch das Glossar, das die tschechischen Ausdrücke und Aussprache erklärt, nicht frei von Fehlern. Eine tschechische und deutsche Ausgabe wären mehr als wünschenswert.

Firenze

Pavel Kolář

Włodzimierz Bernacki: Myśl polityczna I Rzeczypospolitej. [Das politische Denken der 1. Republik]. Wydawn. Arcana. Kraków 2011. 430 S. ISBN 978-83-60940-10-5.

Die Aufarbeitung der politischen Theorie Polens (und Litauens) in der Vormoderne ist zweifellos ein Desiderat. Nicht nur außerhalb Polens ist wenig darüber bekannt, auch in Polen selbst hat sich die Forschung bestenfalls auf einzelne Autoren konzentriert, die aus Sicht des 19. und 20. Jh. als besonders fortschrittlich erschienen: Andrzej Frycz Modrzewski im 16. Jh. sowie Stanisław Konarski, Stanisław Staszic und Hugo Kołłątaj als die Hauptexponenten der aufgeklärten Reformbewegung am Ende des 18. Jh. Wenig war und ist dagegen die Rede von den Autoren, die sich dem traditionellen politischen System der Adelsrepublik verpflichtet fühlten.

Dieses Defizit ist auch Włodzimierz Bernacki aufgefallen, Politologe an der Universität Krakau und seit 2011 Sejm-Abgeordneter. Auch er musste feststellen (S. 7), dass es bisher kein Buch gab, das die Gesamtheit des politischen Denkens in Polen vom 16. bis zum 18. Jh. umfasste, also in der Zeit der Adelsrepublik, deren Bedeutung für die Traditionsbildung in Polen in den letzten Jahren wieder stärker betont wird. So hat B. selbst Quellentexte gelesen und ihren Inhalt zusammengefasst. Damit hat er sich zweifellos ein Verdienst erworben. Andererseits weist die Arbeit aber einige bedeutende Defizite auf, die möglicherweise mit der Autorschaft eines Politologen zusammenhängen und einem Historiker vielleicht nicht unterlaufen wären.

Am augenfälligsten ist der Umstand, dass der Autor offensichtlich kein Latein beherrscht und ausschließlich Texte bespricht, die entweder ursprünglich auf Polnisch geschrieben wurden oder in polnischer Übersetzung vorliegen. Viele wichtige Werke, die nur auf Latein greifbar sind, werden deshalb nicht oder nur in Ausschnitten berücksichtigt. So greift B. für das Hauptwerk von Krzysztof Warszawicki, *De optimo statu libertatis*, auf einzelne übersetzte Zitate aus einer Arbeit der Sekundärliteratur aus dem 19. Jh. zurück, während er einen anderen Text von Warszawicki, von dem es eine vollständige polnische Übersetzung gibt (*O pośle i poselstwach*) ausführlicher bespricht. Bei anderen Autoren stützt er sich mit Vorliebe auf fragmentarische Übersetzungen, die in den Bänden der Anthologie *700 lat Myśli Polskiej* vorliegen.¹ Oft ignoriert er sogar weitere, auf Polnisch vorliegende Texte der von ihm behandelten Autoren (etwa aus den Ausgaben der *Biblioteka Narodowa*). Bei den Inhaltsangaben ist vielfach den Anmerkungen zu entnehmen, dass sie sich nur auf die Lektüre weniger Seiten stützen. Und schließlich konzentriert sich die Arbeit auf einzelne bedeutende und mit Namen bekannte Autoren. Die gesamte Literatur anonymen politischer Flugschriften wird überhaupt nicht abgehandelt, obwohl gerade in ihr die politischen Ansichten verschiedener Gruppen oft am klarsten ausgedrückt werden und eine Reihe von neueren Ausgaben vorliegt, in denen solche Schriften abgedruckt sind. Dies gibt der Arbeit letztlich doch den Charakter eines Nebenprodukts, das nicht aus jahrelanger Beschäftigung mit der Materie erwachsen ist.

Durch die weitgehende Konzentration auf die Primärliteratur sind auch neuere Forschungen zu den Entstehungsumständen von Werken nicht berücksichtigt worden. So wird als Beweis dafür, dass das polnische Denken dem westlichen voraus gewesen sei, angeführt, dass Jan Ostroróg schon hundert Jahre vor Jean Bodin über die Souveränität ge-

¹ 700 lat Myśli Polskiej [700 Jahre polnisches Denken], Bd. 1-6, Warszawa 1977-1980.

schrieben habe und dass der in Polen lebende Filippo Buonaccorsi mit seinen *Rady Kallimacha* dem *Principe* Niccolò Machiavellis um Jahrzehnte vorangegangen sei (S. 14). Jedoch gilt es mittlerweile in der Forschung als sicher, dass es sich bei den *Rady Kallimacha* um ein untergeschobenes Werk handelt, das frühestens Ende des 16. Jh. entstanden ist, und auch für das *Monumentum pro Reipublicae ordinatione* wird die Autorschaft von Ostroróg († 1501) mittlerweile in Zweifel gezogen und ein späterer Entstehungszeitpunkt vermutet. Auch die Reformschrift *Glos wolny* aus dem 18. Jh. wurde zwar vom Gegenkönig Stanisław Leszczyński unter seinem Namen herausgegeben, ist aber wahrscheinlich nicht von ihm selbst verfasst worden, wie B. selbstverständlich annimmt.

Das größte Problem des Buches ist aber wohl sein stark wertender Charakter. In der Einleitung heißt es, die Adelsrepublik (hier „1. Republik“ genannt) sei in Polen seit dem 19. Jh. in einer überwiegend negativen Perspektive gesehen worden. Man habe ihre Schwäche als wesentlichen Grund für die Teilungen Polens betrachtet, und später sei den Kommunisten das Denken in den Kategorien der Freiheit ein Dorn im Auge gewesen (S. 12). Diese Worte deuten bereits an, dass B. nun die Neigung an den Tag legt, ins Gegenteil zu verfallen. Ihm zufolge war die polnische Republik der vollkommenste Staat von allen, „ein modernes Urbild praktischer Verwirklichung des Grundsatzes der Gewaltenteilung“ und die Realisierung der im Naturrecht wurzelnden Freiheit (S. 11). Weiter schreibt B.: „Als man in Polen ein republikanisches System aufbaute, wählte Europa den monarchischen Absolutismus“ (S. 14). Eine derartige Idealisierung des Adelsstaates hat in Polen durchaus eine Tradition seit der Romantik und ist spätestens seit dem Ende des Kommunismus in der Historiografie wieder weit verbreitet. Auch in diesem Buch wird die Beschränkung der politischen Rechte auf den Adel weitgehend ausgeblendet. Hugo Kollątaj wird zwar zum Revolutionär erklärt, weil er im 18. Jh. die Freiheit auf alle Einwohner des Landes ausweiten wollte. Aber diese Aussage macht natürlich nur Sinn, wenn frühere Autoren diese Freiheit auf den Adel beschränkt lassen wollten. So war es auch tatsächlich, was aber hier bei keinem der zuvor behandelten Autoren erwähnt wurde.

Man kann sich denken, dass der Autor bei dieser Sichtweise in Konflikt mit dem Zeugnis seiner Quellen kommt. Das schlägt sich bereits nieder in der dreigeteilten Struktur des Buches: das goldene Zeitalter (bis 1572), das silberne Zeitalter (bis 1696) und das eiserne Zeitalter (bis 1795). B. diagnostiziert also, wie schon so viele vor ihm, einen Prozess des Verfalls, allerdings eher des Staates als des politischen Denkens. Aber auch er kann nicht ganz vorbeigehen am Konservatismus der Massen des Adels und daran, dass auch die politischen Schriftsteller lange Zeit das *Liberum Veto* höchstens abmildern, aber keinesfalls abschaffen wollten.

Dennoch ist er bemüht, von der politischen Einstellung der Polen in der frühen Neuzeit ein im Wesentlichen einheitliches Bild zu zeichnen, das sich ungefähr so zusammenfassen ließe: Den Polen ging es um das Gemeinwohl; mehr als für die Bewohner anderer Länder war für sie Politik ein Instrument der Ethik. Ihr Denken kreiste um die Werte von Freiheit, Recht und Toleranz. Sie wollten immer einen souveränen Staat, in dem die Herrschaft des Königs auf der Zustimmung der Untertanen beruhte. So schufen sie schon früh einen Republikanismus, der sich dem späteren in Europa und Amerika an die Seite stellen lässt und dessen Schwäche nur in den konkreten Realisierungen lag (S. 408).

Als Beleg für diese Haltung verweist B. immer wieder auf das Lob tugendhaften Verhaltens, das sich bei den meisten Autoren findet. Selbst der unbefangene Leser kann sich hier fragen, warum dieses Lob wohl nötig war. Und tatsächlich übergeht die Darstellung nahezu vollständig die massive Kritik an den Sitten in Polen, die in den Schriften fast aller behandelten Autoren einen breiten Raum einnimmt. Da der Adel das politische System nicht reformieren wollte, das ihm eine so große Macht gab, führte er alle Probleme im Land auf den Verfall der Sitten, auf den Missbrauch der Freiheit zu privaten Zwecken zurück. Auch dies war wohl übertrieben, aber B. wertet alle Aufrufe zur Tugend als Beweis für deren tatsächliches Vorhandensein und für die besondere Tugendhaftigkeit des polnisch-litauischen Adels bzw. der Polen. Ein Beispiel ist seine Besprechung von *De vani-*

tate consiliorum von Stanisław Herakliusz Lubomirski. Dabei handelt es sich um einen typischen barocken Vanitas-Text, in dem die verschiedensten politischen Strategien erwogen werden, mit denen man die Lähmung der Staatsorgane beenden könnte. Doch letztlich werden alle als nutzlos oder sogar kontraproduktiv verworfen. B. jedoch versucht aus diesem Text eine eigene politische Konzeption Lubomirskis herauszulesen und wertet die vorgebrachten Gegenargumente als Ausdruck weiser Abwägung.

Da die politischen Einstellungen der behandelten Autoren aus ihrer gemeinsamen Natur als Polen hervorgehen sollen, werden gegensätzliche Ansichten unter ihnen kaum akzentuiert. Bewusst ausgetragene Kontroversen, deren es viele gab, werden nicht als solche abgehandelt. Bei den meisten Autoren wird hervorgehoben, dass für sie Freiheit der höchste politische Wert gewesen sei, es ist aber nicht die Rede von den erbitterten Auseinandersetzungen um das richtige Verständnis von Freiheit, wie sie zumal im 18. Jh. stattfanden. Wo dennoch unterschiedliche Meinungen deutlich werden, erörtert B. niemals die Frage, in welchem Zusammenhang sie mit der Interessenlage ihrer Urheber standen. Ein Bezug zu den realen politischen Entwicklungen in der Adelsrepublik wird praktisch nicht hergestellt. Hier liegt (neben dem wertenden Charakter) das wohl gravierendste Manko dieses Buches, das dessen Wert, zumal für Historiker, erheblich mindert. Trotzdem hat es seinen Wert, solange es kein anderes Buch zu diesem Thema gibt. Jedoch bleibt zu hoffen, dass das Thema in Zukunft noch von Wissenschaftlern mit breiterem Kenntnisstand bearbeitet werden wird.

Freiburg

Martin Faber

Politische Strategien nationaler Minderheiten in der Zwischenkriegszeit. Hrsg. von Mathias Beer und Stefan Dyroff. (Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, Bd. 42.) Oldenbourg. München 2013. VI, 322 S. ISBN 978-3-11-035148-4. (€ 49,95.)

Der vorliegende Band versammelt Vorträge, die auf einer Konferenz im September 2011 zu Ehren von Wolfgang Kessler gehalten worden sind. Das Thema der politischen Verbindungen und nationalen wie internationalen Beziehungen von Minderheiten in der Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg ist wesentlicher Baustein zur Erschließung der mikro- und makropolitischen Bezüge im östlichen Europa. Die Hrsg. reißen in ihrer Einleitung die Desiderate der Forschung an: nationale Minderheiten und deren gesamteuropäische Strategien, die in ihrer Wirkungsabsicht vielfach deutlich über die regionalen Herkunftsräume hinausgingen. Wenn man die internationale Politik nicht nur als Herrschaftspolitik erfolgreicher Konzepte, sondern auch als Geflecht der möglichen Alternativkonzeptionen beschreibt, dann zeigt das Konzept der Strategien (Loyalitäten, Handlungsfelder, Tätigkeitsräume, Akteure und politische Grundannahmen) ein reiches Betätigungsfeld.

Der Tagungsband versammelt Aufsätze zur internationalen Wirkung von Minderheiten-Kooperationen, Untersuchungen zu regionalen und lokalen Strukturen sowie zu Verbänden der nationalen Gruppen und Parteienorganisationen, darüber hinaus aber auch zu Kernfragen minderheitlichen Kooperations- oder Konfrontationsverhaltens mit den Heimat- oder den konnationalen Staaten.

Die Funktionäre der Minderheiten stehen in manchen Untersuchungen als Beispiele, in anderen als Impulsgeber für die politischen Aktivitäten der jeweiligen Minderheiten oder ihrer Verbände, Vereine und Körperschaften. Das taktische „Spiel“ der Minderheiten, als völkerrechtliche Objekte dennoch *pressure groups* auf internationaler Bühne sein zu wollen, um umgekehrt die jeweils sehr eigenen Ziele in den Heimatländern oder im lokalen Umfeld zu erreichen, wird deutlich. Damit bietet der Band ein wichtiges Handwerkszeug, um die Minderheiten als NGOs wahrzunehmen und sie jeweils an den Schnittstellen als politische Akteure zu bewerten.

Gerhard Seewann kennzeichnet die wesentlichen Untersuchungsparameter: „Wenn wir Nationen als eine politische Institution und nicht als ein politisches Kollektiv begreifen, dann

bringen nicht Nationen Nationalismus hervor, sondern politische Akteure unter Berufung auf die von ihnen vertretene Nationsidee“ (S. 15). Er führt stringent auf die personale Komponente zurück und verneint ausdrücklich „natürliche“ Gegebenheiten von Nationalismen – der Sammelband belegt dies nachdrücklich. Neben der Funktion des konnationalen Staates („Patronagestaat“) berücksichtigt er die Strukturen der Minderheiten und Volksgemeinschaftsideologien; hierbei stellt er die Frage, ob Minderheiten aus solchen Volksgemeinschaftsideen hervorgehen können und/oder ob derartige Ideologien Loyalitäten der Minderheiten bereits verhindern und damit ein destruktives Konstrukt beinhalten würden.

Stefan Dyrhoff verknüpft in seiner Untersuchung den Europäischen Nationalitätenkongress als *das* zentrale internationale Instrument der Selbstverortung der Minderheiten auf internationaler Bühne mit dem Petitionsverfahren vor dem Völkerbund als der rechtsnahen Verfahrensstruktur. D. nimmt die Wirkungsabsicht beider Instrumente ernst: Nachlassen der Bedrückungen durch den Heimatstaat oder Aufbau einer Drohkulisse gegenüber diesem? Anhand zweier zentraler deutscher Exponenten – Kurt Graebe aus Bromberg und Wilhelm von Medinger aus der Tschechoslowakei – untersucht er die Strategien kommunikativer und konfrontativer Minderheitenpolitik.

Ferenc Eiler bezieht sich auf Deutsche und Ungarn als zwei unterschiedliche nationale Gruppen, die beide die Revision der ihre Siedlungsgebiete berührenden Grenzziehungen erreichen wollten. Er zeigt sehr knapp das Scheitern dieser Kooperation anhand einiger prägnanter Beispiele: der Gründung und Finanzierung des Nationalitätenkongresses, der „jüdischen Frage“ und des Wiener Schiedsspruchs. Wenn er die Debatten im Kongress als Grund für dessen Scheitern beschreibt, verlangt er wohl zu viel der Harmonie. Seine Grundannahme ist aber richtig: Ungarn war genau wie das Deutsche Reich vor *und* nach 1933 bestrebt, die Kontrolle über deutsche Gruppen zu (be)wahren und diese für die staatliche Revisionspolitik nutzbar zu machen. Das Deutsche Reich benötigte hierfür bis 1933 das Petitionsverfahren in Genf und nach 1933 die stringente Gleichschaltung der eigenen Gruppen in Ostmitteleuropa sowie die Manipulation fremder Minderheiten in denjenigen Staaten, deren Grenzen revidiert werden sollten. Auch eine Sonderentwicklung lässt sich anhand dieser strategischen Umfeldbetrachtung beschreiben – dies tut Michal Švarc am Beispiel der „Deutschen Partei“ in der Slowakei mit einem Blick in das Innenverhältnis der Organisation und deren Beziehungen zur Sudetendeutschen Partei nach 1938. Allerdings übersieht er dabei die Bedeutung des Münchner Abkommens als dynamischen Auftakt einer Erfolgsphase nationalsozialistischer Hegemonialpolitik.

Schulpolitik im Zusammenwirken der deutschen und anderer Minderheiten in Polen ist das Thema von Ingo Eser. Er beschreibt richtig die zeitgenössische Skepsis gegenüber dem Begriff „Minderheit“, der verbunden wird mit dem Begriff „Demokratie“ und deren Einführung auf Basis des Versailler Vertragssystems. E. zeigt sehr eindrücklich die Funktion von Lokalpolitiken als Bildungsinstrument einer Minderheit – bis hin zu der Konkurrenz zwischen Eltern und Minderheitenfunktionären um die Sozialisation des Kindes als eines nützlichen Staats- und Minderheitenmitgliedes. Hanna Kozínska-Witt beschreibt mit ihrem Aufsatz zu „Juden und Nicht-Juden im Krakauer Stadtparlament“ den Weg, eine lokale Gemeinschaft als Aktionsort minderheitlicher Politik in der bürgerlichen Gesellschaft zu beschreiben.

Ein bereits verschiedentlich angesprochenes Thema nimmt Martin Moll in den Blick. Er benennt den „wenigstens auf den ersten Blick eigenartigen Umstand“, dass sich in Jugoslawien, aber auch anderswo, „ausgerechnet jene hilfesuchend an internationale Instanzen wandten, die aus tiefstem Herzen die nach dem Ersten Weltkrieg errichtete internationale Friedensordnung sowie die von dieser Ordnung ins Leben gerufenen [...] Instanzen ablehnten, kritisierten, ja verteufelten“ (S. 135). Die Funktionäre der Minderheiten waren somit nicht nur Nationalisten, sondern vor allem auch politische Pragmatiker, mithin gewiefte Lobbyisten. Dass die Minderheiten die Signatarmächte der minderheitlichen Schutzverträge als „Patron“ für eine Petition benötigten, ist aber zu weit gegriffen (S. 143). Und dass der Nationalitätenkongress „als eine Art Ratgeber“ beim Völkerbund akzeptiert

gewesen wäre, ist zwar das Ziel von dessen Gründer Ewald Ammendinger gewesen, entsprach aber keineswegs der Realität (S. 154). Zoran Janjetović betrachtet die Partei der Deutschen im „Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen“. Es fällt auf, dass er die Deutschen im SHS-Staat, obwohl er vielfach auf die verschiedenen Siedlungsgruppen Bezug nimmt, als einen regional oder identitär nicht zu parzellierenden Akteur behandelt.

Norbert Spannenberg betrachte die Antipoden der deutsch-ungarischen/siebenbürgen-deutschen Minderheit – Rudolf Brandsch, Jakob Bleyer, Edmund Steinacker und Gido Gündisch. Die vollends verschiedenen Funktionäre mit ihren vier Programmen scheiterten letztendlich in ihrer Gegensätzlichkeit gegenüber ihren Heimatstaaten und gegen die zunehmenden Gleichrichtungstendenzen aus den Reichsstellen des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Wenig beachtet wurde bisher die kurzlebige ungarische Räterepublik mit ihren langfristigen Auswirkungen auf das Verhältnis zwischen Titularnation(en) und deutscher/n Minderheit/en (Erhalt Groß-Ungarns). Dabei sieht Sp. gerade hierin „eine Initialwirkung auf die Selbstpositionierung der Deutschen“, in deren Folge „diese zunehmend geschlossene gruppenspezifische Interessen“ artikulierten und „bewusst den Weg von einem politischen Objekt zu einem Subjekt ein[schlugen]“ (S. 206). Ottmar Trasca fasst die Haltung der deutschen Minderheit in Rumänien 1933-1940 unter dem Begriff der „doppelten Loyalität“ zusammen. Die naheliegende Frage nach der Einheitlichkeit der Gruppe löst er knapp mit dem Hinweis auf eine „Einheit innerhalb der Gemeinschaft“ auf Berliner Befehl (S. 223). Inwieweit dies ausreicht, um die verschiedenen Handlungsstränge und Motivationen der Akteure wirklich zu erklären, ist zweifelhaft.

Der Beitrag von Natali Stegmann zum Bund der Kriegsverletzten, Witwen und Waisen in der Tschechoslowakei berücksichtigt ein wenig behandeltes Kapitel: minderheitliche Vereinigungen der Friedens- und Sozialbewegungen. Daher bedarf es Stegmanns Abgrenzung von der bisherigen Nationalitätenforschung und ihrem Zeitraum „Zwischenkriegszeit“ nicht (S. 241). Und damit greift auch die These etwas zu kurz (S. 243), die einen „Kontext gemeinsamer universeller Ziele“ von Minderheiten und Mehrheiten (gemeint sind wohl: Titularnationen) in den 1920er Jahren benennt. Dies ist eine Illusion, der die Akteure der europäischen Friedensbewegung aktiv anhängen, die aber der nationalen Komponente in der Ideenwelt der Minderheiten weitgehend fehlte.

Michal Švarc wendet sich der Deutschen Partei in der Slowakischen Republik Jozef Tiso 1938/39 zu. Dabei bezieht er sehr ausführlich die Volksdeutsche Mittelstelle und andere Reichsorganisationen mit ein, die einen steuernden Einfluss auf die deutsche Minderheit besaßen. Auch der Minderheitenpolitik der Regierung in Bratislava räumt er breiten Raum ein – dabei wären allerdings die verschiedenen Begriffe „Volksgruppe“, „Minderheit“ und „ethnische Gruppe“ zu definieren gewesen. Auch einige andere Begriffe bleiben seltsam: so „Baltenstaaten“ oder „Rest-Tschechoslowakei“ (S. 277). Er kommt zu dem Fazit, die Deutsche Partei sei eine „getarnte Dienststelle des Reiches“ gewesen (S. 295) mit einer „ausgesprochen formell[en]“ Loyalität gegenüber der Tiso-Regierung. Die Haltung gegenüber einem *Staat* Slowakei wird aber nicht klar.

Abgeschlossen wird der Band von einem Aufsatz von John Hiden zum Verband der deutschen Minderheiten in Europa, den die Hrsg. als „Vermächtnis seines den Minderheitenfragen gewidmeten Forschungsschwerpunktes“ (S. 13) würdigen. Hiden charakterisiert die Spielräume, die den Aktionen und den Funktionären der Minderheiten gegeben waren bzw. die sie sich selbst setzten. Dass er die Minderheitenpolitiker und die Funktionäre der Auslandsdeutschen sehr deutlich *nebeneinander* stellt, aber damit ihre Interaktionsfelder anreißt und somit auch weitere Forschungsfelder eröffnet, zeigt den Überblickscharakter des Beitrags.

Insgesamt bietet der Band einen hervorragenden Einblick in die Thematik und eröffnet eine ganze Reihe neuer bzw. zu ergänzender Forschungsfelder im Bereich der Organisationen der Minderheiten in Europa der Zwischenkriegszeit.

Hamburg

Sabine Bamberger-Stemmann

Company Towns of the Baťa Concern. History – Cases – Architecture. Hrsg. von Ondřej Ševeček und Martin Jemelka. Steiner. Stuttgart 2013. 311 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-3-515-10376-3. (€ 54,-)

Die 1894 in Mähren gegründete, Schuhe produzierende Firma Baťa und die von ihr auf drei Kontinenten gegründeten Fabrikstädte stellen ein außergewöhnlich vielfältiges, in mancherlei Hinsicht geradezu faszinierendes Untersuchungsfeld für die Wirtschafts- und Sozial-, Unternehmens- und Architekturgeschichte sowie die historische Urbanistik dar. Nach einer Phase der – neutral formuliert – Vernachlässigung der Baťa-Geschichte in der Zeit des Staatssozialismus fanden in den letzten Jahren umfangreichere Forschungen zu dem Thema statt. Deren Ergebnisse werden in dem Band, der auf einer Tagung von 2011 beruht, innerhalb von vier Kapiteln vorgestellt.

Im ersten Teil führt Mithrsg. Ondřej Ševeček in die Thematik ein, indem er kurz die wesentlichen Ereignisse der Unternehmensgeschichte nennt, vor allem aber die wichtigsten zeitgenössischen und historiografischen Arbeiten über die Architektur und die Stadtentwicklung von Baťas Company Towns vorstellt. Tatsächlich gibt es mittlerweile mehrere Studien, die die transnationalen Entstehungsbedingungen – insbesondere die amerikanischen Einflüsse – der Architektur von Zlín beleuchten oder auch andere Baťastädte – etwa in der Slowakei und der Schweiz – genauer analysieren. Sie gehen mehr oder weniger explizit davon aus, dass der Bau von Wohnungen und die Anlage entsprechender kommunaler Infrastrukturen als Ergebnis des sozialen Engagements des Firmengründers Tomáš Baťa anzusehen sind. Eine unternehmenshistorische Gesamtdarstellung des Baťa-Konzerns existiert jedoch leider nicht. Wenn also Š. – zu Recht – feststellt, dass man ohne Kenntnisse der wirtschaftlichen Interessen und Präferenzen des Unternehmens weder dessen betriebliche Sozialpolitik noch dessen öffentliches Engagement bewerten kann (S. 25 f.), so beschreibt er nicht nur ein Problem des bisherigen Forschungsstandes, sondern auch ein zentrales Defizit des von ihm herausgegebenen Buches. Damit soll hier nicht ein – wie auch immer geartetes – Primat der Ökonomie eingefordert werden, sondern es geht im Gegenteil um den Einfluss von betrieblicher Sozialpolitik, ja von Unternehmenskultur insgesamt auf das wirtschaftliche Ergebnis.

Es ist schließlich bemerkenswert, dass die globale Expansion des Baťa-Konzerns und damit auch die Gründung neuer Baťa-Städte um 1930 einsetzten und 1938/39 ihren Höhepunkt erlebten. Der anfangs nicht negative Einfluss dieser wirtschaftlich und später auch politisch sehr krisenhaften 1930er Jahre auf die Entwicklung des Unternehmens wird sowohl in Š.s Einleitung als auch in den anderen Aufsätzen nur dilatorisch behandelt. Folglich stehen die verschiedenen Erklärungen für das starke städtebauliche Engagement eher unverbunden nebeneinander. Sie reichen von der schlichten Unfähigkeit der Kommune Zlín, auf das Wachstum des Konzerns durch Bereitstellung von Wohnungen und Infrastruktur zu reagieren, über die Skepsis gegenüber (zentral-)staatlicher Sozialpolitik bis zur Umsetzung agrarsozialistischer oder anderer utopischer Ideen Tomáš Baťas. Der jeweilige Stellenwert dieser Faktoren ist sicher schwer zu ermitteln. Eindeutiger sind dagegen im Falle der tschechoslowakischen Schuhindustrie das Zusammenwirken eines schwachen Binnenmarktes und geringer Exportmöglichkeiten sowie die schon in Zlín, aber auch bei fast allen anderen Standortentscheidungen zu beobachtende Tendenz zur Präferenzierung eher peripherer Regionen mit ausreichendem Arbeitskräfteangebot und entsprechend geringen Lohnstückkosten. Jenseits dieser ökonomischen Grundtatsachen erwiesen sich Baťas Kombinationen aus Werk und Stadt jedoch als außerordentlich flexibel, so dass Š. am Ende seines Beitrages die Frage nach der über Systemgrenzen hinweg bestehenden Kontinuität des Baťa-Modells aufwirft und damit ein wichtiges, noch weitgehend unberührtes Forschungsfeld aufzeigt.

Der zweite Teil des Buches enthält drei Aufsätze, die aus verschiedenen Ausstellungsprojekten erwachsen sind und zentrale Aspekte der Baťa-Geschichte behandeln. Martin Marek und Vit Strobach weisen nach, dass die in Zlín betriebene Sozialpolitik nur in

Verbindung mit den vielfältigen Mechanismen der sozialen Disziplinierung im Sinne von Pierre Bourdieu verstanden werden kann. Zachary Dolešal zeigt, dass Baťa's Präsentation im tschechischen Pavillon auf der New Yorker Weltausstellung von 1939 sowohl den Höhepunkt seines Einflusses auf die Tschechoslowakei als auch das faktische Ende Baťa's als tschechisches Unternehmen symbolisierte. Antonie Doležalová weist zu Recht darauf hin, dass nicht nur die während der USA-Reisen gesammelten Eindrücke sowie die Rezeption des Taylorismus Einfluss auf Tomáš Baťa's sozialpolitische Ideen und seine betriebliche Sozialpolitik hatten, sondern Baťa durch seine Präferenz für durch Privatpersonen und Vereine getragene Sozialfürsorge auch Staatsinterventionen vermeiden wollte. Inwieweit er damit allerdings einem spezifisch „tschechischen“ Wirtschaftsdenken, etwa dem „Laboretismus“ von Václav Verunáč, folgte, wäre zu diskutieren. Der dritte Teil enthält Studien zu einzelnen Company Towns des Baťa-Konzerns in Deutschland, den Niederlanden, der Schweiz und der Slowakei sowie in den USA und Kanada. Auch der letzte Beitrag des Bandes von Markéta Březovská über das indische Batanagar gehört in diesen Kontext. Umfang, theoretische Ausgangspunkte, Schwerpunktsetzungen und empirische Fundierung der einzelnen Aufsätze differieren erheblich. Dennoch bieten sie zahlreiche Anknüpfungspunkte für eine – freilich noch zu schreibende – komparative Darstellung der Baťa-Städte, die dann wahrscheinlich auch gegenseitige Verflechtungen aufzeigen würde. Im vierten und letzten Teil ändert sich die Perspektive der Beiträge, indem nun die bauliche Stadtentwicklung und die funktionalistische Architektur genauer untersucht werden, wobei es zwei Aufsätze zum „Original“ Zlín – davon einer speziell zur Einführung der Plattenbauweise – sowie einen Beitrag zum slowakischen Baťovany/Partizánske gibt.

Das Buch ist also höchst informativ, auch weil es neben etlichen Abbildungen ein Personen- und Ortsregister sowie eine Gesamtbibliografie enthält. Eine abschließende, historisch-kritische Wertung des Zusammenspiels von Unternehmensentwicklung, betrieblicher Sozialpolitik und Stadtgestaltung in Baťa's Company Towns liefert der Band jedoch (noch) nicht. Dies liegt zum einen an dem bereits konstatierten Defizit in der Unternehmensgeschichte. Außerdem werden Baťa's Company Towns hier nur selten und nie systematisch mit älteren Werkssiedlungen des 19. Jh. oder anderen „modernen“ Fabrikstädten des 20. Jh., die es ja nicht nur in den USA, sondern auch in Mittel- und Westeuropa gab, verglichen. Schließlich muss auch erwähnt werden, dass in einigen Beiträgen eine tendenziell unkritische Grundhaltung gegenüber Baťa eingenommen wird. Der Status des Unternehmens als eines der wenigen global und in vielerlei Hinsicht auch erfolgreich agierenden tschechischen Unternehmen der Zwischenkriegszeit hat möglicherweise dazu beigetragen, dass auch die betriebliche Sozialpolitik sowie das städtebauliche und architektonische Wirken zumeist eher wohlwollend beschrieben als kritisch analysiert werden. Die zeitgenössische Debatte über das Baťa-System, die zeitweise zu einer regelrechten „anti-Baťa movement of a transnational character“ (Ševeček, S. 17) führte, wird nur am Rande erwähnt und selten als Quelle genutzt. Die für das zentrale Thema durchaus wichtigen Feststellungen, dass im Zliner Alltagsleben eher das Gegenteil des Baťa-Prinzips „Work collectively, live individually“ vorherrschte und die funktionalistische Architektur nicht nur durch die rationalisierte Fabrik inspiriert war, sondern mit der Förderung des Wettbewerbs innerhalb der dort wohnenden Belegschaft und der Steigerung des Prestiges des Unternehmens auch unmittelbare betriebswirtschaftliche Funktionen hatte, finden sich in dieser Klarheit nur bei Theresa Adamská (S. 224, 247) sowie andeutungsweise bei Marek und Strobach. Baťa sollte also bald Gegenstand einer kritischen Unternehmensgeschichte werden, und Baťa's Städte bieten nach ihrer Wiederentdeckung durchaus noch Stoff für vielfältige und fruchtbare Kontroversen.

Leipzig

Uwe Müller

Alfred Rosenberg: Die Tagebücher von 1934 bis 1944. Hrsg. von Jürgen Matthäus und Frank Bajohr. S. Fischer. Frankfurt am Main 2015. 650 S. ISBN 978-3-10-002387-2. (€ 26,99.)

Der 1893 in Tallin geborene Alfred Rosenberg war einer der bedeutendsten Funktionäre des Nationalsozialismus. Dank eigener Anschauung des Bolschewismus aufgrund seiner deutschbaltischen Herkunft galt er innerhalb der NSDAP als Experte für Osteuropa und dessen Bevölkerung. In den 1920er Jahren machte er sich zudem einen Ruf als führender Parteiideologe und veröffentlichte 1930 das Buch *Der Mythos des 20. Jahrhunderts*, das – wiewohl krude, inkonsistent und schwer lesbar – als zweites Schlüsselwerk des Nationalsozialismus neben Adolf Hitlers *Mein Kampf* galt und gilt. Trotzdem stand Rosenberg bis 1941 eher in der zweiten Reihe, denn sein Außenpolitisches Amt der NSDAP konnte die Dominanz des Außenministeriums nicht brechen, und seine Zuständigkeit für die weltanschauliche Schulung der Partei blieb vage. Der „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“, die wichtigste Kunstraub-Institution des Zweiten Weltkriegs, stellte deshalb 1940 einen wichtigen Karriereschritt dar, aber erst das Amt als „Reichsminister für die besetzten Ostgebiete“ der Sowjetunion machte Rosenberg zu einem Hauptverantwortlichen für die deutsche Politik von Ausbeutung und Vernichtung. Konsequenterweise verurteilten ihn die Alliierten im Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess zum Tode und richteten ihn 1946 hin.

Spätestens seit Ernst Pipers voluminöser Biografie aus dem Jahr 2005¹ gelten Rosenbergs Leben und Bedeutung als bestens erforscht. Welche neuen Erkenntnisse lassen sich aus den nun von Jürgen Matthäus und Frank Bajohr, zwei ausgewiesenen Holocaust-Forschern, veröffentlichten Tagebüchern Rosenbergs gewinnen? Die beiden Hrsg. sind hier ganz eindeutig: Eine Neubewertung seiner Rolle sei sicher nicht erforderlich. Dennoch ist ihre Quelle von einiger Relevanz für die Forschung, weil von der NS-Elite außer Rosenberg nur der exzessive Vielschreiber Joseph Goebbels Aufzeichnungen hinterlassen hat. Schon vom Umfang her könnte der Unterschied zwischen den beiden Tagebüchern aber nicht größer sein: Wo Goebbels täglich mehrere Seiten schrieb bzw. später diktierte, notiert Rosenberg oft wochen-, ja monatelang nichts, verzichtete weitgehend auf Selbstreflexionen und zeichnet sich vor allem durch seinen schlechten Stil aus.

M. und B. zielen in ihrer hundertseitigen Einführung insbesondere auf den Holocaust ab, den Rosenberg voller Gefühlskälte beschreibt, gutheißt und vorantreibt. Seine Konkurrenz beispielsweise zu Heinrich Himmler resultierte nicht aus gegensätzlichen Anschauungen, sondern aus Kompetenzgründen. Gleichzeitig galt Rosenberg in der NS-Elite als der Einzige, der die Ideologie vollkommen ernst nahm. In diesem Sinne war die Ermordung der Juden ein imperiales Programm: Die deutsche „Judenfrage“ könne dann als gelöst gelten, wenn das Land judenfrei sei – und Entsprechendes gelte für Europa, das letztlich unter deutsche Herrschaft gehöre. Diesen Gedanken vom 28. März 1941 notierte der spätere Reichsminister für die besetzten Ostgebiete bezeichnenderweise nicht in seinem Tagebuch, sondern in einem der 23 weiteren Schlüsseldokumente (hier S. 550-554), die der Edition beigegeben sind und 90 Seiten einnehmen; sie sind bislang alle unveröffentlicht und thematisieren erneut den Holocaust.

Das Tagebuch zeigt Rosenberg vor allem als empathielosen Opportunisten, der seinem „Führer“ Adolf Hitler geradezu hündisch ergeben war und jede Gunstbezeugung dankbar vermerkte – und sich gleichzeitig zutiefst über jedes schlechte Wort über seine Rivalen freute; dass dahinter ein System der Herrschaftsausübung steckte, realisierte er nicht. Gerade hier belegt die Dokumentation aber Denk- und Handlungsschemata der NS-Elite und ihres Selbstverständnisses als zynische Männerbündler, wie beispielsweise das folgende Fragment von 27. Januar 1940 belegt (S. 314): Rudolf „Hess gab übrigens noch dem Füh-

¹ ERNST PIPER: Alfred Rosenberg. Hitlers Chefideologe, Berlin 2005.

rer den Bericht eines deutschen Kapitäns, der nach vielen Jahren wieder in Odessa gewesen war. Dieser erklärte, im Gegensatz zu früher hätte er keinen einzigen Juden mehr in den Behörden getroffen. Das gab Anlass zu den jetzt häufigen Betrachtungen, ob sich in dieser Hinsicht in Russland wirklich ein Wandel vorbereite. Ich meinte, wenn wirklich diese Tendenz beginne, würde sie mit einem furchtbaren Judenpogrom enden. Der Führer sagte: vielleicht würde das dann verängstigte Europa ihn bitten, für die Humanität im Osten zu sorgen ... Alle lachten. F.[ührer]: Und Rosenberg müsste der Schriftführer eines von mir präsierten Kongresses zur humanen Behandlung der Juden sein ...“ [Hervorhebungen im Original].

Die Edition fordert vollkommen zu Recht dazu auf, über den Zusammenhang von politischer Praxis und Ideologie viel mehr nachzudenken – und letztere nicht nur als wenig relevantes Beiwerk abzutun. Andererseits reduzieren die Hrsg. Rosenberg tendenziell auf seine – zweifellos bedeutende – Rolle im Holocaust. Viel weniger verrät die Einleitung über die Zeit vor 1939 und beschränkt zudem „Erkenntnisse und Probleme“ auf nur zwölf Seiten; die grundsätzlich angenehm zurückhaltende Kommentierung bietet hier keine Abhilfe. Nur partiell kann für diese Leerstelle als Erklärung gelten, dass Robert Kempner, der Nürnberger Ankläger, der das Tagebuch bis zu seinem Tode 1993 in Privatbesitz behielt, daraus beispielsweise schon zu Rosenbergs Kirchenpolitik veröffentlicht hatte. Einen nochmals anderen Fokus hatte die von den Hrsg. berechtigterweise kritisierte Teiledition der Tagebücher durch Hans-Günther Seraphim, der als ehemaliger Mitarbeiter im „Ostministerium“ durchaus apologetische Absichten verfolgte.² Aber gerade deshalb wären Erläuterungen auch für andere Bereiche von Interesse gewesen.

Doch dies sind nur kleine Kritikpunkte einer wichtigen Publikation, deren vollständige Lektüre höchst lohnenswert ist. Einziger echter Wermutstropfen ist, dass es kein Sachregister gibt und lediglich Orte und Personen verzeichnet sind, wobei Letztere jeweils kurz mit Geburts- und Sterbedaten vorgestellt werden. Zusätzlich zur Einführung findet der Leser eine Bibliografie, wohingegen in den Fußnoten auf weitere Literaturnachweise verzichtet wird und die Kommentierung sich auf die allernotwendigsten Sachhinweise beschränkt. Das mag für ein breites Publikum vielleicht manchmal etwas knapp sein, für Forschungszwecke aber reicht es vollkommen aus.

Berlin

Stephan Lehnstaedt

² HANS-GÜNTHER SERAPHIM (Hrsg.): Das politische Tagebuch Alfred Rosenbergs. Aus den Jahren 1934/35 und 1939/40, Göttingen u.a. 1956.

Der Holocaust in der polnischen Erinnerungskultur. Hrsg. von Anna Wolff-Powęska und Piotr Forecki. (Geschichte – Erinnerung – Politik, Bd. 2.) Lang. Frankfurt am Main 2012. 421 S. ISBN 978-3-631-60787-9. (€ 61,95.)

Der von Anna Wolff-Powęska und Piotr Forecki vorgelegte Sammelband definiert sich selbst als „kritische Abrechnung“ (S. 7) mit den polnisch-jüdischen Beziehungen während und nach dem Zweiten Weltkrieg sowie mit der polnischen Erinnerungspolitik im Kontext des Holocaust. Zugleich ist der Band bestrebt, einen Dialog zwischen Juden, Polen und Deutschen herzustellen. Denn diese „dramatische Schicksalsgemeinschaft“ (S. 9) trage eine besondere Verpflichtung zur Erinnerung an den Holocaust. Diese Verpflichtung ergebe sich nicht nur aus der Notwendigkeit, „die Wahrheit ans Licht zu bringen“, sondern auch aus der moralischen Verantwortung, die „Wurzeln des Bösen“ und „Möglichkeiten rechtzeitiger Vorwarnung vor allen Tsunamen der Zivilisation“ (S. 16) offenzulegen. Eine Vereinheitlichung historischer Erinnerung an die Shoah gestaltet sich jedoch zunehmend problematisch, und auch das Verschwinden der Zeitzeugen evoziert zahlreiche Herausforderungen. „Wenn die Erinnerung an die Ereignisse vor 60 Jahren nicht erstarren soll wie vulkanische Lava“, so appelliert Wolff-Powęska an das Lesepublikum, „müssen wir an ihr arbeiten, brauchen wir einen lebendigen Dialog mit der Ge-

schichte unter Berücksichtigung der sich ständig verändernden Verhältnisse in der Gegenwart“ (S. 20). Vor diesem Hintergrund ist der vorliegende Band bestrebt, die Erinnerung an die Shoah im kollektiven Gedächtnis zu verankern und zur Modellierung von Geschichtsbewusstsein beizutragen. Die 22 Beiträge, die unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen zuzurechnen sind, fokussieren sowohl theoretische Überlegungen zu den Zusammenhängen von Erinnerung und Verantwortung als auch exemplarische Analysen zur Erinnerungspolitik in der Volksrepublik Polen und des öffentlichen Holocaustdiskurses im demokratischen Polen. Ferner stehen literarische, filmische und museale Darstellungen des Holocaust im Zentrum der Aufsätze.

So analysiert etwa Sławomir Buryła den Holocaust in der Prosa Tadeusz Borowskis aus philologischer Perspektive. Er klassifiziert die Texte des polnischen Autors als „Werk mit höchst eigenartigem Status“ (S. 335), das stets zwischen höchster Anerkennung und dem Vorwurf der Verfälschung von Wahrheit angesiedelt sei. Eben diesem Standpunkt steuert Buryłas Argumentation entgegen. Der Vf. weist ein breites und differenziertes Spektrum dezidiert „jüdischer Themen“ (S. 336) in den Werken Borowskis nach und macht deutlich, dass dieser auch vor der literarischen Modellierung (ethisch und moralisch) komplexer Problematiken nicht zurückschreckt. Borowskis Prosa, so lautet das zentrale Argument Buryłas, lasse das Lesepublikum die verschiedenen Facetten des Holocaust, der keine homogene Erscheinung war, mitverfolgen. Die Erzählungen camouflieren und verfälschen Geschichte folglich nicht – „im höchsten Fall unterstreichen sie [...] nicht den Ausnahmecharakter der Shoah“ und verlangen dem Leser und der Leserin eine „genaue Lektüre“ und „angemessene Vorbereitung“ (S. 356) ab.

Der Historiker Feliks Tych fokussiert in seinem Aufsatz die (defizitäre) Wahrnehmung der Holocaust-Thematik im öffentlichen Diskurs der Volksrepublik Polen. Hierbei unterzieht er die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen jener Ära einer kritischen Analyse und arbeitet sehr präzise die Gründe und Ausprägungen der „Verdrängung“ (S. 87) der Shoah seitens der polnischen Juden, der ethnischen Polen, der staatlichen Führungsorgane und der kommunistischen Partei heraus. Bei der jüdischen Bevölkerung Polens lag Tych zufolge die Ursache für das Schweigen in der „Traumatisierung durch die Kriegserlebnisse, den Verlust der Familienangehörigen und die nicht immer leichten Versuche, sich in der Nachkriegsrealität zurechtzufinden“ (S. 87). Das Schweigen der ethnischen Polen führt der Vf. auf eine weit verbreitete „judenfeindliche Atmosphäre“ (S. 89) zurück, die er anhand zahlreicher Beispiele offenlegt. Analog zu den Juden und ethnischen Polen wandte sich auch die Leitung der Kommunistischen Partei von der Holocaust-Thematik ab. Hier lagen die Ursachen vornehmlich in der „Sorge um die Legitimierung ihrer Herrschaft“ (S. 87) begründet. Erst in der ersten Dekade des 21. Jh., so lautet das Fazit des Vf., fanden wissenschaftliche und literarische Publikationen, die die Shoah zum Inhalt hatten, auf dem polnischen Buchmarkt zunehmend Beachtung. Ferner wandten sich auch die Schulen und Universitäten verstärkt dieser Thematik zu. Besonders positiv hebt Tych in diesem Kontext die Arbeit des Holocaust-Forschungszentrums am Institut für Philosophie und Soziologie der Polnischen Akademie der Wissenschaften hervor.

Anna Ziębińska-Witek analysiert in ihrem Aufsatz die Techniken und Problematiken museografischer Modellierungen der Shoah. Sie ordnet Expositionen zur Massenvernichtung der europäischen Juden der Kategorie der „schwierigen Ausstellungen“ (S. 405) zu – jenen museografischen Darstellungen, die zum einen „schwere und bedrückende“ (ebenda) Inhalte transportieren und zum anderen wissenschaftlichen Ansprüchen gerecht werden müssen. „Ausstellungen über den Holocaust“, so betont sie, „sollen den Verlauf und die Nachwirkungen eines Prozesses aufzeigen, in dessen Folge Millionen Menschen den Tod erlitten – einen grausamen Tod unter unmenschlichen Bedingungen, Gewalt und Terror“ (S. 407). Die Vf. stellt drei Formen museografischer Aufbereitung der Shoah vor, die sie als die Darstellungen des „tatsächlichen“, „imaginierten“ und „symbolischen“ (ebenda) Todes deklariert. Diese Konzeptionen, so lautet ihr Fazit, entsprechen Idealtypen und treten folglich häufig in Mischformen auf. Dennoch stellen sie – wenn auch stark

vereinfacht – ein überzeugendes Modell zur Analyse musealer Repräsentationen des Holocaust dar.

Betrachtet man den einführenden Aufsatz der Hrsg., so wirft der vorliegende Sammelband einige kritische Fragen auf. Die Intentionen, sowohl eine „kritische Abrechnung“ als auch einen „Versuch des Entgegenkommens“ (S. 7) zu bieten, scheinen sich diametral gegenüberzustehen und zu blockieren. Ferner bleibt fraglich, ob ein wissenschaftlicher Sammelband, der sich der Intersubjektivität und differenzierten Analyse verschreibt, wirklich in den Modus einer „kritischen Abrechnung“ verfallen sollte. Auch der mitunter metaphorische Sprachgebrauch, die gehäufte Verwendung von Pauschalisierungen sowie der zum Teil wenig differenzierte Umgang mit Dichotomien wie etwa „das Gute“ und „das Böse“ (S. 16) verzerren phasenweise den wissenschaftlichen Anspruch dieses einleitenden Textes. Bestätigt wird dieser Eindruck zudem dadurch, dass die Hrsg. selbst keine differenzierte Definition der von ihr verwendeten Termini vornehmen: „Das Böse bleibt unverstündlich. Man kann es weder definieren noch erklären“ (S. 16). Dem gegenüber zeichnen sich die weiteren Beiträge durch sehr differenzierte und multiperspektivische Analysen des erinnerungskulturellen Holocaustdiskurses in Polen aus. Die Vf. legen zahlreiche Entwicklungsstufen und Wandlungsformen von Erinnerung an die Shoah – auch jenseits historischer Darstellungen – offen und diskutieren und problematisieren diese im Kontext eines breiteren erinnerungskulturellen Rahmens. Obgleich der einführende Teil mitunter problematisch erscheint, stellt der vorliegende Sammelband somit einen sehr lesenswerten Beitrag innerhalb des Diskurses um die Erinnerung an die Shoah in Polen dar.

Marburg

Magdalena Fober

Tomas Sniegón: Vanished History. The Holocaust in Czech and Slovak Historical Culture. (Making Sense of History. Studies in Historical Cultures, Vol. 18.) Berghahn Books. New York – Oxford 2014. IX, 236 S., 14 Ill. ISBN 978-1-78238-294-2. (\$ 95,-.)

Tomas Sniegón legt mit seiner Monografie eine tiefgehende und breite Auseinandersetzung zur Rolle des Holocaust in der tschechischen und slowakischen Geschichtskultur vor. Er thematisiert die Problematik der tschechischen und slowakischen Identität angesichts der politischen Veränderungen, die beide Staaten im 20. Jh. erlebten. So wirkten sich die unterschiedlichen politischen Systeme auf die getrennte und die gemeinsame Geschichtskultur aus und eröffneten jeweils einen anderen Umgang mit der tschechischen, slowakischen und tschechoslowakischen Geschichte und ihren Beziehungen zur jüdischen Kultur in ihren Gesellschaften. Dies bezieht sich auch auf den jeweiligen Umgang beider Staaten mit dem Holocaust in den jeweiligen politischen Systemen und Grenzen der beiden Länder.

S. bezieht sich auf den Zeitraum zwischen der Vorkriegszeit und dem Beginn des 21. Jh. In acht Kapiteln nähert er sich konzise den Veränderungen der tschechischen und slowakischen Gesellschaft, der Bedeutung der jüdischen Minderheiten innerhalb beider Staaten und der Schwierigkeit, die Erinnerung an den Holocaust in ein tschechisches oder slowakisches Narrativ einzufügen.

In seiner Einleitung führt S. in die tschechische und slowakische Erinnerungskultur ein und stellt sein theoretisches Gerüst vor, das vor allem auf dem Konzept des historischen Bewusstseins basiert. Im ersten Kapitel stellt er dann tschechische und slowakische historische Narrative unter Einbeziehung des jüdischen Narrativs zu Theresienstadt und den Trägern der Geschichtskultur vor. Hierbei geht er auch auf die besondere Rolle der tschechischen und slowakischen Diaspora und der Kommunisten ein. Im zweiten Kapitel stellt S. den Umgang mit dem Holocaust während der kommunistischen Zeit in der Tschechoslowakei dar, den Einfluss von Stalinismus und Entstalinisierung auf die tschechoslowakische Geschichtskultur und den Umgang mit der jüdischen Geschichte im eigenen Land.

Im dritten Kapitel geht S. dann genauer auf die Folgen der Trennung der Tschechoslowakei und die aufwühlende Zeit der gesellschaftlichen Neuordnung und neuen Ausrich-

tung der tschechischen und slowakischen historischen Narrative ein. In dieser Umbruchszeit war der Fokus eher auf Probleme der Mehrheitsbevölkerung gerichtet als auf die kleine Gruppe der jüdischen Minderheiten in beiden Gesellschaften. Hierbei kommt jeweils auch noch die unterschiedliche Rolle während des Zweiten Weltkriegs und des eigenen Selbstverständnisses zum Tragen. Tschechien konzentrierte sich durch das Verständnis als erstes Opfer der Nationalsozialisten nach 1989 stärker auf die Aufarbeitung der eigenen Geschichte als auf die der jüdischen Minderheit. In der Slowakei wurde die Aufarbeitung des Holocaust dadurch erschwert, dass die Slowakei als Satellitenstaat des Deutschen Reiches an Judendeportationen beteiligt gewesen war.

Im vierten Kapitel geht S. detailliert auf die Rezeptionsgeschichte von Steven Spielbergs *Schindlers Liste* in Tschechien und verweist auf die sehr zwiespältige Aufnahme des Films im Heimatland Oskar Schindlers. Aufgrund seiner sudetendeutschen Herkunft wurde Schindler in Tschechien nie positiv anerkannt und schon gar nicht eine Heroisierung in Betracht gezogen.

Das fünfte Kapitel beschäftigt sich mit der Erinnerung an die Vernichtung der Sinti und Roma, Porrajmos, in Tschechien ein. Auch hier steht das Ringen der tschechischen Mehrheit mit der Minderheit der Roma im Vordergrund. Als sich die Bevölkerung nach 1989 mit dem Aufbau eines neuen historischen Narrativs beschäftigte, wurden die Belange der Minderheiten vernachlässigt. S. bezieht sich auch auf die Frage, inwieweit die Erinnerung an Porrajmos medial amerikanisiert wurde bzw. welchen Einfluss externe Aufmerksamkeit auf innergesellschaftliche Aufarbeitungsprozesse und die Erarbeitung eines neuen Narrativs hat.

Im sechsten Kapitel geht S. auf das Museum des Slowakischen Nationalaufstandes im Wandel der politischen Systeme ein und zeichnet nach, auf welchen Wegen sich das Museum mit dem Holocaust und mit seiner eigenen Neugestaltung nach dem Ende des Kommunismus befasst. Dabei skizziert S. sehr deutlich, mit wie vielen Schwierigkeiten der Umgang mit dem Holocaust verbunden ist, wenn das eigene Selbstbild nach einem weiteren umfassenden Systemwechsel noch weitgehend unter Konstruktion steht und die Vergangenheitsbewältigung mehr Zeit und Ressourcen benötigt.

Im siebten Kapitel fasst S. die jeweiligen Ausblendungsstrategien des Holocaust im tschechischen und slowakischen historischen Narrativ zusammen. Hierbei stellt er noch einmal das Selbstverständnis der tschechischen Opferrolle und die Unmöglichkeit dar, die slowakische Heroisierung der Tiso-Republik und die Erinnerung an den Holocaust zu vereinen.

Diese Studie ist eine eingehende und sehr leserfreundliche Auseinandersetzung mit der Rolle des Holocaust innerhalb der slowakischen und tschechischen Geschichtskultur und schließt gerade für den westeuropäischen Leser eine Lücke zur Erfahrung und Erinnerung des Holocaust in Tschechien und der Slowakei. Auch die Rolle des Kommunismus sowie die Schwierigkeiten, die ein wiederkehrendes Überschreiben der historischen Narrative mit sich bringt, sind verständlich dargestellt. Weder in Tschechien noch in der Slowakei wurde eine Europäisierung des historischen Narrativs erreicht, in dem Sinne, dass die Erinnerung an den Holocaust als Zeichen gegen Gewalt, Rassismus und fehlende Toleranz eingebettet worden wäre. Hinsichtlich der Einbettung der jüdischen Geschichtskultur stehen Tschechien und die Slowakei somit immer noch vor großen Anforderungen.

München

Cordula Kalmbach

Robert Żurek: Die katholische Kirche Polens und die „Wiedergewonnenen Gebiete“ 1945-1948. Zweiteiliges Werk. (Die Deutschen und das östliche Europa, Bd. 12.) Lang-Ed. Frankfurt am Main 2014. 855 S. in zwei Teilbd. ISBN 978-3-631-64622-9. (€ 99,95.)

Geschichtswissenschaft sollte hauptsächlich dazu dienen, die „Menschen in der Zeit“ (Marc Bloch) zu verstehen und nicht nur Opfer zu würdigen. Diesem historiografischen Imperativ folgt Robert Żurek mit seinem neuen Werk. Sein Buch fokussiert in komple-

xer Weise die Situation der katholischen Kirche Polens nach 1945 in den neuen polnischen West- und ehemaligen deutschen Ostgebieten. In seiner Darstellung geraten die Kirchenakteure sowie ihre Handlungsräume und -möglichkeiten unmittelbar nach dem Krieg, also nach einer Phase existenzieller Gewalterfahrungen und unter katastrophalen materiellen und kommunikativen Bedingungen, in den Blick. Dabei rekonstruiert er die Vorgänge, die zur Installierung einer neuen Kirchenstruktur unter polnischen Vorzeichen führten.

In sechs chronologisch gegliederten Kapiteln verfolgt Ż. die Rolle der katholischen Kirche Polens. Als Ausgangspunkt und das Forschungsinteresse bestimmendes *Motus* dient die Frage: Verhielt sie sich als Profiteurin der durch das Potsdamer Abkommen verursachten Westverschiebung Polens und diente sie sich dem kommunistischen Regime sogar so weit an, dass sie die Praktiken der Vertreibung und Verfolgung der Deutschen unterstützte oder zumindest wohlwollend akzeptierte? Aus dieser Perspektive betrachtet ein Teil der deutschen Historiografie weiterhin das Agieren der katholischen Kirche Polens nach 1945, nicht ohne es zu kritisieren. Allerdings räumen auch polnische Historiker ein, dass die katholische Kirche sich hier nutznießend betätigte. In der Historiografie herrscht demzufolge das Bild einer für kurze Zeit besonderen Allianz zwischen Kirche und Regierung hinsichtlich der neuen Gebiete vor, die erst 1950/51 mit der offen zu Tage tretenden kirchenfeindlichen Haltung des kommunistischen Regimes zerbrach. Nach dieser Lesart habe sich die katholische Kirche Polens auch in Person des Primas August Hlond aktiv an der Aneignung der neuen Gebiete beteiligt.

Ż.'s Studie hinterfragt diese links und rechts der Oder gängigen Sichtweisen und Interpretationen. Der Vf. kommt zu dem Schluss, dass man in Bezug auf Primas Hlond keineswegs von einem nationalistischen, machtgetriebenen Kirchenoberhaupt sprechen könne, der alles versuchte, um die Deutschen aus den neuen Gebieten zu verdrängen und diese in seinen Kirchenbereich zu integrieren. Genauso wenig könne man bei der Schlussfolgerung bleiben, die polnischen Geistlichen, also die Apostolischen Administratoren für die fünf Diözesen, hätten alles daran gesetzt, die Deutschen aus ihren Amtsbereichen zu verdrängen. Ż. bilanziert ganz im Gegenteil, dass sowohl Hlond als auch die polnischen Administratoren um gute Beziehungen zu ihren deutschen Amtskollegen bemüht gewesen seien, sie teilweise sogar vor dem kommunistischen Regime in Schutz genommen und sie, solange es ging, in die aktiven Kirchenstrukturen einbezogen hätten.

Aus der Vielzahl an Problemsträngen soll ein für das Werk relevanter Zusammenhang herausgegriffen werden, der dem Rezensenten für die weitere Forschungsdebatte wichtig erscheint. In einer quellenkritischen Auseinandersetzung mit der deutschen Historiografie bewertet Ż. die Rolle des Vatikans zu Zeiten Papst Pius XII. und Hlonds gänzlich neu. Dazu legt er minutiös alle Spuren zum Rom-Aufenthalt Hlonds zwischen April und Juli 1945 und auch zu den Geschehnissen noch im Sommer desselben Jahres frei, als Hlond die deutschen Amtsträger in den betreffenden Gebieten durch polnische ersetzte.

Ż.'s Arbeit sind eine Vielzahl einschlägiger Studien vorausgegangen. Wie er selbst schreibt, wurde ein Großteil der Werke auf deutscher Seite entweder von Betroffenen oder von Personen, die keine Historiker waren, verfasst. Ż. kann nun deutlich zeigen, wie wenig belastbar die Indizien sind, auf die diese Autoren ihre Interpretation der damaligen Geschehnisse aufbauten. Überzeugend belegt er, dass ältere Publikationen teils Fehlinformationen aufsaßen, teils bewusst in politischer Absicht streuten, die dann wiederum die Historiografie prägten.

So gelingt es ihm anhand der Einsetzung polnischer Apostolischer Administratoren durch Hlond zu zeigen, dass dieser keineswegs ein nationalistischer, machtbesessener, deutschenfeindlicher Kleriker war, der gegen die Absichten und Vollmachten des Vatikans eine polnische Kirchenstruktur in den polnischen Westgebieten aufbaute. Im Gegenteil, mit Ż. ist davon auszugehen, dass Pius XII. und sein Staatssekretär Domenico Tardini Hlond explizit so beauftragt haben. Er belegt dies, indem er die damaligen Gespräche zwischen dem Papst, Tardini und Hlond anhand des Schriftverkehrs, von Erinnerungen und offiziellen Verlautbarungen rekonstruiert sowie unklare Stellungnahmen des Papstes

im Anschluss daran und Querverbindungen zu ähnlich gelagerten Fällen miteinbezieht. Hintergrund sei eine kirchenpolitische Strategie des Vatikans gewesen, sich für die zu erwartende kirchenpolitische Offensive des kommunistischen Regimes zu wappnen. Vor allem in den Teilen der neuen West- und Nordgebiete, die durch das Potsdamer Abkommen keinerlei gefestigte kirchliche Strukturen besaßen, sollte die katholische Kirche für diese Auseinandersetzung mit den nötigen kirchenrechtlichen Mitteln ausgestattet werden. Der Vatikan, so Ż.'s Argument, habe – gestützt auf die Erfahrungen mit der sowjetischen Kirchenpolitik – gewusst, was auf sie zukomme. Gleichzeitig habe der Vatikan die informationspolitisch schwierige Lage in jenen Gebieten berücksichtigen müssen. Es fehlte an verlässlichen Kommunikationsstrukturen, um Anordnungen aus dem Vatikan durchzusetzen. Das ansonsten übliche direkte Einsetzen und Ernennen von Kirchenfunktionären durch den Vatikan sei also zu jenem Zeitpunkt doppelt störanfällig gewesen: zum einen durch die drohende kommunistische Herrschaft und zum anderen durch die nicht bis nach Polen reichende Kirchenhierarchie. Das weitere Vorgehen Hlonds in den neuen polnischen Gebieten müsse, so Ż., aus diesem größeren kirchenpolitischen Blickwinkel betrachtet werden.

Damit ordnet der Vf. die Aktivität der katholischen Kirche Polens in einen Staat-Kirche-Konflikt ein. Bei der Einsetzung polnischer Administratoren und anderer Geistlicher oder bei der Behandlung der verbleibenden deutschen Geistlichen und Laien sei es keineswegs um ein Problem national eingestellter polnischer Kirchenleute gegangen, sondern um die Positionierung der katholischen Kirche in einem zukünftigen, langwierigen Konflikt mit dem kommunistischen Staat, den der Vatikan und Hlond bereits im Sommer 1945 antizipiert hätten. Demzufolge seien auch die Aktivitäten seitens der polnischen Geistlichen gegenüber ihren deutschen Amtsbrüdern nicht aus nationalpolitisch motivierter Rache geschehen, sondern einer Logik gefolgt, die das Überleben der Kirche unter einem kirchenfeindlichen Regime garantieren sollte.

Allerdings drängt sich an dieser Stelle die Frage auf, wieso der Vatikan davon überzeugt war, dass sich das kommunistische Regime in Polen durchsetzen würde. Zum Zeitpunkt der Absprachen zwischen Hlond und Pius XII., also im Frühsommer 1945, konnte dies noch niemand wissen. Etwa zur gleichen Zeit verhandelten die Alliierten in Potsdam über die Nachkriegsordnung. Danach dauerte es noch Jahre, bis sich die Kommunisten in Polen durchsetzten. Diese Frage vermag Ż. nicht zu beantworten; seine Erklärung, weshalb der Vatikan diese Position gehabt haben soll, erscheint zwar plausibel, lässt sich aber nicht belegen.

Ż. liefert mit diesem Buch eine minutiöse Darstellung der kirchenpolitischen Ereignisse zwischen 1945 und 1947 in den neuen polnischen Gebieten. Seine Schilderungen sind bisweilen so detailliert, dass man sich in den zahlreichen Daten, Personen, Ereignissen und den dazugehörigen Reflexionen in Fließtext und Fußnoten verliert. Aufgrund der Komplexität seiner Argumentation ist der Vf. gezwungen, immer wieder Querverweise anzubringen. Dies geschieht vor allem im ersten Teilband häufiger ohne eine genaue Seitenangabe. Bei einem Buch mit über 800 Seiten hindert dies den Leser daran, Ż.'s umfassende und anspruchsvolle Argumentation besser nachzuvollziehen. Auch würde einem so gehaltvollen Buch ein Personen- und Sachregister gut tun.

Andererseits schafft Ż. durch diese Detailliertheit seiner Darstellung ein sehr plastisches, authentisches Bild, eine dichte Beschreibung der historischen Subjekte, die dem Leser die Protagonisten in ihrer Zeit erklärt. Ż. überzeugt über weite Strecken mit seiner quellenkritischen Untersuchung und kann die Forschung zur Rolle der katholischen Kirche in Polen in den ersten Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg in ein ganz neues Licht stellen.

Frankfurt (Oder)

Jonas Grygier

Anzeigen

Andreas Kossert: Ostpreußen. Geschichte einer historischen Landschaft. Beck. München 2014. 127 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-406-66980-4 (€ 8,95.) – Fachkundige Lesende mögen sich fragen: „Schon wieder ein Ostpreußen-Buch von Andreas Kossert?“ In der Tat hat sich wohl kein anderer Autor in den letzten zwanzig Jahren häufiger mit der historischen Kulturlandschaft Ostpreußen beschäftigt als K. Dabei hat er ein ums andere Mal nicht nur sein großes Fachwissen bewiesen; unbestreitbar ist auch seine fundierte Kenntnis der bibliotheksfüllenden Literatur zum Thema. Einfühlsam hat K. stets die Menschen und ihr Schicksal im Blick. Er übt nicht einseitig Kritik, und seine Aussagen erscheinen wohlüberlegt und abgewogen. Bei all dem bewahrt er gekonnt einen spannenden Schreibstil, sodass das Lesen Freude macht. All dies stellt er nun wieder in seinem Überblickswerk unter Beweis, das in der Reihe *C.H. Beck Wissen* erschienen ist. Freilich erfüllt dieses Buch damit einen ganz bestimmten Zweck, für den man diese handliche und ebenso erfolgreiche Taschenbuchreihe schätzt: Es handelt sich um eine Einführung, um einen Rundumblick für interessierte Laien und thematische Einsteiger und keinen Ersatz für große Monografien. Auf wenig mehr als 120 Seiten bietet es jedoch auch den aktuellsten Forschungsstand, der zugleich größtmögliche thematische Differenzierung und tiefe Einblicke bietet. K. hat einen programmatischen Titel gewählt: Wenn sich auch ein vielfaches Erbe aufzeigen lässt, so muss Ostpreußen doch landschaftlich historisiert werden. Man kann eben nicht mehr „nach Ostpreußen“ reisen, auch wenn dies zuweilen suggeriert wird. Das Buch ist in 13 Kapitel aufgeteilt, deren Länge im Durchschnitt zwischen fünf und fünfzehn Seiten beträgt. Zusätzlich gibt es eine knapp vierseitige Auswahlbibliografie (wohl redaktionsbedingt leider ausschließlich) deutschsprachiger Werke zum Thema, die eine gute Weiterarbeit erlauben. Abschließend folgen ein Personenregister und zwei Karten: Ostpreußen im Jahr 1920 sowie die Region heute. Die beiden rahmenden Kapitel 1 und 13 fragen nach der Bedeutung Ostpreußens für die heutige interessierte Leserschaft. Passenderweise greift K. in ihnen Klaus Bednarz' treffenden Slogan „fernes nahes Land“ auf und betont die herausragende Bedeutung von Siegfried Lenz' Roman *Heimatmuseum*, dem eine Schlüsselrolle für das Verständnis Ostpreußens und seines unwiederbringlichen Endes zukommt. Dem Buch liegt ein chronologischer Aufbau zugrunde. Kaum ein noch so nebenstehendes Thema bleibt unerwähnt, sodass ein zu detailliertes Referieren an dieser Stelle müßig wäre. Die Kapitel 2-4 geben Auskunft von den Ursprüngen Ostpreußens bis in die Mitte des 19. Jh., die Kapitel 5-10 thematisieren seine letzten einhundert Jahre; also von seiner Integration ins Deutsche Reich bis zum Ende Ostpreußens durch Weltkriegsniederlage und Flucht der Mehrzahl seiner Einwohnerschaft 1944/45 nach Westen. Kapitel 11 widmet sich der territorialen Fortschreibung ostpreußischer Gebiete unter russischer, polnischer und litauischer Herrschaft. Die Kapitel 10-11 sind besonders hervorzuheben; K. gelingt es in beeindruckender Weise, diese gewaltige Zäsur für Mensch und Landschaft zusammenzufassen. Kapitel 12 handelt vom schwierigen Neubeginn der Ostpreußen in BRD und DDR, wobei insbesondere der Abschnitt über das literarische Fortleben Ostpreußens (S. 116-118) zu erwähnen ist. Das Buch eignet sich hervorragend als thematischer Einstieg in die Geschichte der Kulturlandschaft Ostpreußens und beinhaltet auch für versierte Lesende noch so manch neuen Zugang zum Thema. Es sei gerade interessierten Schülern und Studierenden wärmstens empfohlen.

Berlin

Stefan Thierfelder

Martina Lisa: Die Chronik des Václav Nosidlo von Geblice. Aufzeichnungen aus der böhmischen Exulantengemeinde in Pirna zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Edition und Übersetzung. (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa, Bd. 47.) Steiner. Stuttgart 2014. 463 S., 9 s/w. Ill. ISBN 978-3-515-10714-3. (€ 65,-) – Ego-Dokumente stellen bereits seit dem 19. Jh. einen wichtigen Bestandteil der historischen Forschung dar und erfreuen sich bei den Forschern und Forscherinnen besonderer Aufmerksamkeit. Dem erstarkten Interesse an diesem Quellentyp in den letzten zwanzig Jahren entspricht neben einer Vielzahl von modern bearbeiteten kritischen Editionen auch die umfangreiche theoretische Diskussion über die Definition und den Aussagewert von Ego-Dokumenten. Einen der jüngsten Beiträge hierzu stellt die von

Martina Lisa besorgte Veröffentlichung der Chronik des Václav Nosidlo von Geblice aus den Jahren 1626 bis 1639 dar. Ursprünglich Bürger der nordböhmischen Stadt Leitmeritz, verließ dieser im Jahre 1626 seine Heimatstadt und verbrachte den Rest seines Lebens im Exil in Sachsen. Der tschechischen historischen Forschung ist diese Quelle wohl bekannt. Bereits am Ausgang des 18. Jh. besorgten František Martin Pelcl und Jan Petr Cerroni eine Abschrift wie auch kurze Auszüge aus dieser Quelle. Zu Beginn des 19. Jh. sollte eine Quellenedition erscheinen, wurde jedoch nur in Teilen realisiert. Obwohl es sich also in erster Linie um eine umfangreiche Edition von unterschiedlich langen Aufzeichnungen des erwähnten Exulanten handelt, hat L. eine einleitende Studie vorangestellt, in der sie sich bemüht, das Lebensschicksal des Václav Nosidlo von Geblice in den Kontext der Entwicklung der böhmischen Länder und Mitteleuropas nach der Schlacht am Weißen Berg 1620, der darauf folgenden Rekatholisierung und des Zwangsexodus der nichtkatholischen Bevölkerung aus dem Königreich Böhmen zu stellen. Gleichzeitig widmet sie der sächsischen Stadt Pirna als einem der Hauptzentren böhmischer Emigration ihre Aufmerksamkeit. Darüber hinaus bemüht sie sich, eine biografische Skizze des Václav Nosidlo von Geblice zu entwerfen. Des Weiteren wird der Entstehung und Verbreitung der Chronik wie auch ihrem Aussagewert, insbesondere den prophetischen Symbolen und Zeichen, die für Quellen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges charakteristisch sind, Beachtung geschenkt. Der Chroniktext selbst wird hier erstmals, wie L. im Vorwort betont, komplett in einer aus dem Altschechischen transkribierten sowie parallel in einer in modernes Deutsch übertragenen Version präsentiert und kommentiert. Die Arbeit wird durch ein Personen- und Ortsregister sowie auch ein Glossar mitteltschechischer Begriffe, die dem Benutzer die Orientierung in der edierten Quelle erleichtern, ergänzt. Es handelt sich um eine für die historisch-anthropologisch ausgerichtete Erforschung des facettenreichen Alltags der Exulanten in Pirna äußerst interessante Quelle. Gleichzeitig bietet sie ein einzigartiges Zeugnis zur Mentalitätsgeschichte des 17. Jh. und zur Wahrnehmung der Geschehnisse des Dreißigjährigen Krieges durch die Augen eines nichtadligen Angehörigen der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Darüber hinaus kann sie als unersetzliche und originelle Erkenntnisquelle in Hinblick auf die individuelle Karriere und die einzelnen Lebensschritte nichtkatholischer Exulanten aus den böhmischen Ländern in der Zeit nach der Schlacht am Weißen Berg dienen.

České Budějovice

Rostislav Smíšek

Das Fremde erfahren. Polen-Litauen, Deutschland und Frankreich in der frühneuzeitlichen Reiseliteratur. Hrsg. von Włodzimierz Zientara und Liliana Lewandowska. *Katedra Filologii Germańskiej. Univ. Mikołaja Kopernika. Toruń 2014. 314 S. ISBN 978-83-940698-2-7.* – Die 13 Beiträge des Bandes betreffen im Wesentlichen die Fremdwahrnehmung Polens durch deutsche Beobachter in der frühen Neuzeit; nur in einem Beitrag geht es um einen Bericht über eine Reise nach Frankreich, ein Text stammt von einem französischen Reisenden. Die Hrsg. bieten weder einen Sammelband noch eine Edition bisher nicht publizierter Texte, sondern eine Anthologie, gedacht für den akademischen Unterricht. Den Textauszügen ist jeweils eine sachkundige, mehrseitige Einleitung vorangestellt; Textaufbereitung und -einleitung (mit Angabe der Originalpaginierung) stammen von verschiedenen polnischen und deutschen Philologen und Historikern. Eingeleitet wird die Textauswahl von zwei Texten von Julius Bernhard von Rohr (1733) und Friedrich Carl von Moser (1755), die Anweisungen für die adelige Reise im 18. Jh. geben. Es folgen sodann sechs Auszüge aus Berichten von Reisenden in Polen aus dem späten 18. und frühen 19. Jh. Im Einzelnen handelt es um den Bericht über die Reise von Bogislaw Friedrich von Dönhoff 1780 von seinem ostpreußischen Gut Dönhoffstädt nach Warschau, wobei es vor allem um das adelige Leben in und um Warschau geht; um die Reise des Thomer Gerichtsbeamten Johann Christoph Hornuff 1787 von Thorn über Łabiszyn, Żnin, Posen, Kargowa nach Schlesien und Sachsen; um die Schilderung Krakaus im Reisebericht von Johann Friedrich Zöllner, der 1791 von Berlin nach Krakau gereist war; um die Schilderung des gelehrten Lebens in Warschau in Joachim Christoph Friedrich Schulz' Reise eines Liefländers von Riga nach Warschau von 1795; den Bericht des Königsberger Historikers Ludwig von Baczko über eine Fahrt von Königsberg nach Thorn 1797/98 sowie die Beschreibung von Schloss Wilanów bei Warschau durch den französischen Schriftsteller Xavier Marmier von 1842. Im zweiten Teil des Bandes werden Beispiele für andere Medien gegeben, in denen Polen

thematisiert wird. Im Einzelnen handelt es sich um diesbezügliche Passagen in den sog. „Meßrelationen“, Nachrichtenzusammenstellungen anlässlich von Handelsmessen, ausgewählt für die Jahre 1592, 1616, 1626, 1659, 1680, 1723, 1768 und 1795; sodann um Konversationsbeispiele aus dem Sprachlehrbuch von Johannes Ernestis aus Breslau (1689); um auf August den Starken bezügliche Passagen aus dem Werk *Das Galante Sachsen* (1735) von Karl Ludwig von Pöllnitz; um Auszüge aus dem *Leipziger Wochenblatt für Kinder* von 1772, in denen Dialoge zwischen Kindern und Lehrern die jüngste polnische Geschichte nahebringen, sowie aus dem Bereich der Volksaufklärung um Auszüge aus einem Buch des Berliner Lehrers Carl Friedrich August Grashoff von 1796, in dem Elemente des preußischen Polenbildes der Zeit exemplarisch fassbar sind. Es handelt sich insgesamt um ein nützliches und anregendes, sorgfältig kommentiertes Kompendium. Die vergleichende Auswertung der Quellenauszüge wäre durch ein Ortsregister und ein Sachregister, das den Zugang zu Interessen, Wahrnehmungen und Stereotypen der Vf. erschließt, erleichtert worden.

Marburg

Norbert Kersken

Der Erste Weltkrieg in 100 Objekten. Hrsg. von Juliane Haubold-Stolle. Theiss, Darmstadt 2014. 244 S., zahlr. Ill., Kt. ISBN 978-3-8062-2967-7. (€ 24,95.) – Dieser Bildband ist aus einer großen Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin hervorgegangen. Er verbindet das allgemeine politische, militärische und soziale Geschehen der Jahre 1914-1918 mit dem Alltag einzelner Menschen. Dieser multiperspektivische Zugang verknüpft die Ereignisse mit der Kulturgeschichte und wird mit besonders aussagekräftigen, jeweils erläuterten Exponaten aus dem In- und Ausland versinnbildlicht – in Gegenständen, mit denen Zeitgenossen täglichen Umgang hatten, darunter Gasmasken und Blechbesteck, Deutsches Taschen-Klosettpapier und Feldpost-Brettspiel, Handgranate und Herrenhose aus Papier-Ersatzstoff, Feldgebetbuch und Erkennungsmarken, Feldpostbrief und der Kriegspropaganda dienende Postkarte aus der Heimat. Es sind dies Objekte zu einem Kaleidoskop des Grauens, wie man ihn in Europa nie zuvor erfahren hatte. Der überwiegend von der Hrsg. Juliane Haubold-Stolle verfasste Abschnitt zum „Krieg im Osten“ ist mit „Riesige Räume“ überschrieben. Für ihn stehen eine Schallplatte mit einer Ansprache des Oberbefehlshabers der österreichisch-ungarischen Truppen, Conrad von Hötzendorf, und eine herabwürdigende Darstellung russischer Grenzsoldaten, die ebenso von den Schlachten in Ostpreußen zeugt wie das auf einer Schokoladendose verewigte Schreckensszenario, das marodierende „Kosaken-Mordbrenner“ nebst einem Bildnis des Generals Erich von Ludendorff darstellt (S. 95). Ein russisches Propagandaplakat persifliert den deutschen Kaiser als blutrünstiges Monstrum, dessen Soldaten Reims und Löwen zerstören – während die von den russischen Truppen begangenen Ausschreitungen verschwiegen werden. Eine Zeichnung des dem Berliner Impressionismus zuzuordnenden Künstlers Max Fabian hält die Not von Flüchtlingen im eroberten Polen fest; 1914 war er als Kriegsmaler dorthin gegangen, wo sich ihm im Zusammentreffen mit dem Ostjudentum ein neues Sujet auftat. Antisemitisch getönt sind dagegen die Fotos aus dem Album eines unbekannteren Soldaten; hier erscheint der „Osten“ bereits als „ein Kolonialraum, den es [...] zu ‚zivilisieren‘ galt“ (S. 106). Die Bevölkerung in Polen als Verfügungsmasse deutscher Verwaltungsbeamter thematisieren Anschläge: eine „Bekanntmachung“ und ein „Befehl“, die Ortseinwohner in mehreren Sprachen über anstehende Maßnahmen informierten. Von 1915 an sollten sie einen mit Foto versehenen Pass besitzen, dafür nahmen sog. „Passkommandos“ zahllose Menschen auf, denen Nummern um den Hals gehängt wurden. Ein Gemälde des Kriegsmalers Rudolf Alfred Höger bringt die für das Habsburgerreich verlustreichen Kämpfe in den Karpaten in Erinnerung. Die Erklärung zu dem 1916 veröffentlichten Bericht des Schweizer Rodolphe-Archibald Reiss über die Kriegsverbrechen in Serbien verdeutlicht, dass solche Übergriffe auf Zivilisten hier wie auch in Ostgalizien und in der Bukowina ein bis heute „wenig bekannter Teil“ des Kriegsgeschehens sind (S. 90). In seiner Einleitung gibt Gerd Krumeich unter „Versailles und die Folgen“ die zivilen Opfer der deutschen Kriegsverbrechen im neutralen Belgien im Sommer 1914 – bei Massenerschießungen – mit 6500 an (S. 17). Wenn er aber behauptet, die Deutschen durften „nicht stolz“ auf ihre Kriegstoten sein (S. 19), so verwundert dies. War doch die Weimarer Republik von Beginn an mit Gedenkmythen überfrachtet, die gleichsam nahtlos in die revanchistische national-(sozial)istische Kriegshelden-Verehrung übergingen. „Der brüchige Frieden“, der letzte Ab-

schnitt dieses Ausstellungskatalogs, bezieht mit einem bolschewistischen Plakat zum Russischen Bürgerkrieg die Nachkriegskämpfe mit ein – und weist bereits darüber hinaus, indem auch Materialien über die Novemberrevolution und die rabiate, politisch unverantwortliche Propagandakampagne gegen den Friedensvertrag von Versailles einbezogen werden. So gelingt es den Autoren alles in allem, manches begreifbar zu machen, was die Erlebnisgeneration während des Ersten Weltkriegs umtrieb.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Erinnerungsorte für die Opfer von Katyń. Hrsg. von Anna Kaminsky. Leipziger Univ.-Verl. Leipzig 2013. 336 S., graph. Darst. ISBN 979-3-86583-773-8. (€ 22,-) – Der Bundesstiftung Aufarbeitung ist mit diesem Sammelband ein konziser Überblick über die Bedeutung Katyńs als polnischer Erinnerungsort in Polen selbst und an Orten der Polonia weltweit gelungen. Die Kombination knapper einführender Beiträge und die Darstellung hunderter Katyń-Denkmäler stellt für den Leser eine umfassende Informationsquelle dar. Die Beiträge zur Einführung von Anna Kaminsky / Ruth Gleinig, Zbigniew Gluza, Piotr Łysakowski, Claudia Weber und Werner Benecke beziehen sich insbesondere auf die Bedeutung Katyńs für die polnische Erinnerungskultur und Identität, die Tabuisierung Katyńs während der Ära der Volksrepublik Polen, Geschichtsklitterung seitens der sowjetischen Besatzer und die Behandlung Katyńs in der internationalen Politik und Diplomatie; sie bringen bekannte Thesen präzise auf den Punkt. Peters widmet sich der Bedeutung Katyńs in der polnischen Erinnerungskultur nach 1945 und zeigt so auch Aspekte des Wandels der Volksrepublik und des Systemwandels um 1989 sowie hinsichtlich der Frage auf, welche Entwicklung die Republik Polen nach 1989 erfährt. Hierbei geht es insbesondere auch um die Politisierung des Gedächtnisortes, die Katyń erfahren hat. Durch seinen und Rysaks Beitrag erhält der Leser eine präzise Hinführung zu den abgebildeten und vorgestellten Katyń-Denkmalern weltweit. Einen Beitrag möchte ich besonders hervorheben: Rysak stellt eine seltene Vermischung aus staatlich-offizieller und individuell-freizeitorientierter Umsetzung von Erinnerungskultur vor. Mit den „Katyń-Rides“ (Motorradtouren) entlang wichtiger Erinnerungsorte Katyńs, die eine moderne Form der Pilgerreise darstellen, aber vor allem auf Völkerverständigung und Gespräche von Nachbar zu Nachbar angelegt sind, erreicht dieses ungewöhnliche Angebot eine breite Aufmerksamkeit in der Bevölkerung und ist eine Form der Erinnerungskultur, die nah an der Bevölkerung ist – im Gegensatz zu einer zeremoniellen Kranzniederlegung o.Ä. Die Abbildung und Vorstellung mehrerer hundert Katyń-Denkmäler aus 20 Ländern stellt einen umfassenden Fundus dar, wie er sonst nur in der polnischen Literatur zu finden ist. Dem Leser gelingt es so, sich ein Bild von der Bedeutung Katyńs als polnischem Erinnerungsort zu machen, sich mit der unterschiedlichen Ikonografie beschäftigen zu können und beeindruckende Beispiele von Erinnerungskultur studieren zu können. Gerade für die universitäre Lehre ist dieser Band ein großer Gewinn. Für den Kenner der polnischen Geschichte, Zeitgeschichte und Erinnerungskultur er eine unverzichtbare Lektüre. Auch für diejenigen, die sich für Erinnerungskultur bildet interessieren, stellt er einen umfassenden Fundus analytischer Annäherung und exemplarischer Fallbeispiele dar.

Freiburg

Cordula Kalmbach